

# Kleinstformen der Literatur

---

Herausgegeben von  
Walter Haug  
und Burghart Wachinger

*Sonderdruck aus  
Fortuna vitrea 14*



MAX NIEMEYER VERLAG  
TÜBINGEN

1994

## Inhalt

Burghart Wachinger	
Kleinstformen der Literatur.	
Sprachgestalt – Gebrauch – Literaturgeschichte	1
Klaus Grubmüller	
Freidank . . . . .	38
Gerd Dicke	
<i>Mich wundert, das ich so frölich pin.</i>	
Ein Spruch im Gebrauch . . . . .	56
Manfred Eikelmann	
Das Sprichwort im Sammlungskontext.	
Beobachtungen zur Überlieferungsweise und kontextuellen Einbin-	
dung des deutschen Sprichworts im Mittelalter . . . . .	91
Wilhelm Kühlmann	
Auslegungsinteresse und Auslegungsverfahren in der Sprich-	
wortsammlung Sebastian Francks (1541) . . . . .	117
Dietmar Peil	
Das Sprichwort in den »Emblematum Tyrocinia« des Mathias	
Holtzwardt (1581) . . . . .	132
Barbara Bauer	
Sprüche in Prognostiken des 16. Jahrhunderts . . . . .	165
Sebastian Neumeister	
Geschichten vor und nach dem Sprichwort . . . . .	205
Tomas Tomasek	
Scherzfragen – Bemerkungen zur Entwicklung einer Textsorte . . . . .	216
Anna Mühlherr	
Fazete Gewitztheit – Witz der Fazetie . . . . .	235
Günter Hess	
Selektive Rezeption.	
Conrad Celtis im literarischen Bewußtsein des 16. und 17. Jahrhun-	
derts . . . . .	247

BURGHART WACHINGER

## Kleinstformen der Literatur

Sprachgestalt – Gebrauch – Literaturgeschichte

Kleinstformen der Literatur – Sprichwort und Spruch, Sentenz und Apophthegma, Rätsel, Scherzfrage, Fazetie und dergleichen – spielten in der Literatur des späten Mittelalters und der frühen Neuzeit eine weitaus wichtigere Rolle als in der des 19. und 20. Jahrhunderts. Zahllose Sammlungen verschiedenster Intentionen und verschiedensten Niveaus überliefern eine unabsehbare Fülle von kleinen und kleinsten Texten. Aus größeren Werken wurden Florilegien exzerpiert, und umgekehrt sind in größeren Texten nicht selten tradierte Kleinstformen, vor allem spruchhaften Charakters, zitiert oder eingebaut. Auch bedeutende Autoren haben Kleinsttexte gesammelt, kommentiert oder verfaßt. Es steht zu erwarten – und die Beiträge dieses Bandes bestätigen es –, daß in Untersuchungen zu diesen Texttypen Zugänge zum Verständnis jener Zeit eröffnet werden können. Zur Einführung in die Gesamtproblematik und in die spezielleren Studien, die sich anschließen, möchte ich im folgenden versuchen, einige Grundbegriffe zu explizieren, die mir für eine fruchtbare Beschäftigung mit literarischen Kleinstformen wichtig zu sein scheinen. In Anlehnung an Arbeiten Hugo Kuhns stelle ich meine Überlegungen unter drei Stichwörter: Sprachgestalt, Gebrauch, Literaturgeschichte.<sup>1</sup>

### I.

Eine befriedigende Systematik literarischer Kleinstformen, die die Gattungen und Typen konsistent nach ihren Sprachgestalten ordnete und den Gesamtkomplex nach außen abgrenzte, ist mir nicht bekannt.<sup>2</sup> Der Versuch einer Neuvermessung des ganzen Feldes wäre eminent aufwendig, und ob durch ihn für

<sup>1</sup> Am wichtigsten für die Thematik dieser Tagung, obwohl primär auf die Rekonstruktion der mündlichen Vorgeschichte der deutschen Literatur im germanischen Altertum zielend, ist die Abhandlung: Zur Typologie mündlicher Sprachdenkmäler, SB der Bayer. Akademie der Wissenschaften, Phil.-hist. Klasse 1960/5, München 1960, wieder in: Hugo Kuhn, Text und Theorie, Stuttgart 1969, S. 10–27, 351–354 (danach zitiert).

<sup>2</sup> Ein großartiger und anregender Entwurf bleibt André Jolles, Einfache Formen, Halle a.d.S. 1930, Tübingen <sup>2</sup>1958. Zur daran anschließenden Diskussion s. Hermann Bausinger, Einfache Form(en), in: Enzyklopädie des Märchens, Bd. 3, 1981, Sp. 1211–1226. Vgl. auch Lauri Honko,

die praktische literarhistorische Arbeit sehr viel zu gewinnen wäre, scheint mir zweifelhaft. Das heißt nicht, daß Überlegungen zur Systematik in historisch oder typologisch begrenzten Teilbereichen, wie sie sich in vielen einschlägigen Untersuchungen finden, nutzlos wären. Sie sind sogar unerlässlich. Denn schon das Nebeneinander verschiedener Typen in einer einzigen Gebrauchssituation oder in einer Sammlung – die für Kleinstformen typische Existenzform in Sammlungen spiegelt, wie gebrochen auch immer, vielfach charakteristische Gebrauchssituationen – läßt sich gar nicht ohne systematische Kriterien beschreiben. Ich will hier nur einige Kategorien nennen und durch Beispiele erläutern, die bei der Beschreibung der Sprachgestalten von Kleinstliteratur des 13. bis 16. Jahrhunderts immer wieder eine Rolle spielen werden.

Selbständigkeit: Kleinstformen der Literatur sind kurze und kürzeste Texte. Mit dem Stichwort ›Texte‹ ist ›nach unten‹ eine Grenze gezogen gegen unselbständige Sprachformen. Wir pflegen, auch wenn die Zuordnung in Einzelfällen problematisch sein mag, das Sprichwort von der sprichwörtlichen Redensart zu unterscheiden, den Witz von der witzigen Wendung, das Rätsel von der dunklen Rede. Dem Zeitraum, um den es hier geht, waren diese Unterscheidungen oft unwichtig oder gar nicht bewußt. Erasmus hat in seinen ›Adagia‹ gleichermaßen Sprichwörter wie Redewendungen kommentiert; aber die spezifischen Profile der Sammlungen seiner deutschen Nachfolger lassen sich nicht ohne Differenzierung der beiden Begriffe erfassen. Witz (*facetia* / *ridiculum*) wird in der rhetorischen Tradition seit Cicero primär auf witzige Wendungen der Rede, geistreiche Angriffe und schlagfertige Repliken bezogen. Erst Giovanni Pontano und Baldassare Castiglione schenken auch dem Typus der humanistischen Fazetie als einer selbständigen witzigen Erzählung im Rahmen einer Witztheorie Aufmerksamkeit.<sup>3</sup> Aber noch Freud unterscheidet nicht zwischen Witz als Erzählform und witziger Wendung. Der Literaturwissenschaftler wird die Unschärfen, Akzentuierungen und Verschiebungen in der Geschichte der Begriffe zu sehen und im Hinblick auf die jeweils vorherrschenden Interessen – Gerichtsrede, höfische Konversation, psychoana-

Gattungsprobleme, ebd. Bd. 5, 1987, Sp. 744–769. Offen für moderne Kleinstformen, aber systematisch wenig überzeugend und für den hier interessierenden Zeitraum unergiebig: Peter Bürgel, *Literarische Kleinprosa. Eine Einführung*, Tübingen 1983 (*Literaturwissenschaft im Grundstudium* 14).

<sup>3</sup> Ernst Wälschli, *Die Theorie des Witzes und der Novelle nach dem de sermone des Jovianus Pontanus*, Diss. Zürich, Straßburg 1908, S. 98–101; Baldasar Castiglione, *Il libro del cortegiano con una scelta delle opere minori*, hg. v. Bruno Maier, Torino 1981, Buch II, Kap. XLIIIff., bes. Kap. XLVIII; *Der Hofmann des Grafen Baldasar Castiglione*, übersetzt, eingeleitet u. erläutert von Albert Wesselski, München/Leipzig 1907, Bd. 1, S. 171ff., bes. S. 179f. Vgl. auch Manfred Hinz, *Rhetorische Strategien des Hofmannes. Studien zu den italienischen Hofmannstraktaten des 16. und 17. Jahrhunderts*, Stuttgart 1992 (*Romanistische Abhandlungen* 6), S. 191–205.

lytische Erkenntnis – zu interpretieren versuchen; aber er wird für seine Beschreibungen nicht auf die naheliegende Differenzierung von selbständigen Texten und unselbständigen Textelementen verzichten wollen.

Das Kriterium der Selbständigkeit der Kleinsttexte gilt im Prinzip auch für die Abgrenzung ›nach oben‹. Rätsel und Fragen in Erzählungen, Priameln in Fastnachtspielen, Sentenzen in Dramen und dergleichen haben durch den größeren Zusammenhang weitere Funktionen und Bedeutungsdimensionen (vgl. unten II). Für eine Typologie der Sprachgestalten von Kleinstformen können sie dennoch als Beispiele mit herangezogen werden, wenn und insofern sie als eigenständige, auch für sich sinnvolle Textabschnitte isolierbar sind.

Kürze und Prägnanz: Galfredus de Vinosalvo spricht in seiner ›Poetria nova‹ vom Stilideal der Kürze, der *brevitas*. Als Beispiel der Verkürzung referiert er den Schwank vom Schneekind zunächst in fünf Hexametern – schon dies gegenüber den sonst bekannten Versionen eine Kurzfassung –, um ihn dann zweimal auf zwei Hexameter zu komprimieren:

De nive conceptum quem mater adultera fingit  
Sponsus eum vendens liquefactum sole refingit.

und

Vir, quia quem peperit genitum nive femina fingit,  
Vendit et a simili liquefactum sole refingit.<sup>4</sup>

Gewiß sind dies Kleinstformen der Literatur. Aber sie sind doch so »eingekocht auf dem Feuer der Brust«, so geschmiedet »auf dem Amboß des *studium*«,<sup>5</sup> daß sie mehr artifizielle, auf Bekanntes verweisende Inhaltsangaben darstellen als eigenständig lebensfähige Kleinstformen der Literatur. Damit die beiden Pointen des Schwanks ihre Wirkung entfalten können, muß wohl wenigstens die Ausrede der Frau, die den Mann glauben machen will, sie habe Durst gehabt und Schnee gegessen und sei davon schwanger geworden, etwas ausführlicher vorgeführt werden, muß auch erwähnt werden, daß der Mann die Ausrede zunächst durch sein Schweigen zu akzeptieren scheint.

Immerhin führt uns das Beispiel darauf, daß manche Schwänke äußerst stark verkürzt werden können.<sup>6</sup> Es sind nicht die Schwänke mit komplizierten Listhandlungen, die sich dazu eignen, und auch nicht jene, die eher durch die Art ihrer Darstellung komisch wirken wie der ›Bauernhochzeitsschwank‹. Aber

<sup>4</sup> Geoffroy de Vinsauf, *Poetria nova*, v. 712–736 (die zitierten Verse 733–736), in: Edmond Faral (Hg.), *Les arts poétiques du XII<sup>e</sup> et du XIII<sup>e</sup> siècle*, Paris 1962, S. 219f. Vgl. Frauke Frosch-Freiburg, *Schwankmären und Fabliaux*, Göttingen 1971 (*GAG* 49), S. 43–61.

<sup>5</sup> Ebd., v. 723f.: *Ferrum materiae, decoctum pectoris igne, Transfer ad incudem studii*.

<sup>6</sup> Vgl. Norbert Neumann, *Vom Schwank zum Witz. Zum Wandel der Pointe seit dem 16. Jahrhundert*, Frankfurt a.M./New York 1986.

Schwänke, die mit Pointen der Rede arbeiten, können zu kurzen Fazetien werden. Im »Dekameron« wird in der zehnten Geschichte des sechsten Tages erzählt, wie Bruder Cipolla den Bauern von Certaldo verspricht, »ihnen eine Feder des Engels Gabriel zu zeigen; als er dann«, weil Spaßvögel ihm einen Streich gespielt haben, »statt der Feder Kohlen findet, sagt er, das seien einige von denen, womit der heilige Laurentius geröstet worden sei.«<sup>7</sup> Diese Geschichte wird bei Boccaccio auf etwa 10 Druckseiten genüßlich ausgebreitet. Bei Heinrich Bebel erscheint eine fast identische Erzählung als Fazetie von wenigen Zeilen:<sup>8</sup>

## De stationario quodam

Alter ex his, quos nostri stationarios vocant, cum pro furatis reliquiis carbones inveniret, eductis illis dixit: eos esse, quibus sanctus Laurentius esset combustus. Tanta enim est nequitia illorum hominum, ut nihil non audeant ementiri.

Selbstverständlich kann sich die Fazetie nicht mit dem Phantasie Reich tum der Novelle messen. Sie kann die Schilderung des kleinen rothaarigen Bruder Cipolla und seines heuchlerischen Redefusses nicht nachahmen, sie unterschlägt auch die erste vorbereitende Pointe, daß Bruder Cipolla eine besonders kuriose Reliquie ankündigt, nämlich eine Feder, die der Engel Gabriel bei der Verkündigung verloren haben soll. Aber man kann nicht behaupten, daß Bebel's Kurztext nicht lebensfähig sei. In seiner Kürze entspricht er eher einem ins Gespräch eingeflochtenen Beispiel, und an die Stelle der Komik und der stillen Sympathie mit dem geistesgegenwärtigen Schelm setzt er aggressive Kritik an Mißständen der Zeit.

Ein und derselbe literarische Kerngedanke kann kürzer oder länger gestaltet werden. Bei Erzählungen wird man eher die extreme Kürze als Sonderfall beurteilen, bei anderen Formen kann dies anders sein. Das Rätsel vom Alter ist vielleicht am überzeugendsten in seiner allerknappsten Formulierung: »Jeder wills werden, keiner wills sein.« Im Straßburger Rätselbuch aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts ist derselbe Rätselgedanke als Vierzeiler formuliert:<sup>9</sup>

Es würt von yedermann begert  
vnd ist doch also gar vnwert,

<sup>7</sup> Summarium nach Giovanni di Boccaccio, Das Dekameron, übers. v. Albert Wesselski, Frankfurt a.M. 1967, S. 559.

<sup>8</sup> Heinrich Bebel, Facetien, hg. v. Gustav Bebermeyer, Leipzig 1931, (StLV 276) [Nachdr. Hildesheim 1967], I, 65, S. 28. »Ein anderer von denen, die man hier Reliquienkrämer nennt, fand anstelle der gestohlenen Reliquie nur Kohlen, zog sie heraus und sagte, das seien die, auf denen der Heilige Laurentius geröstet worden sei. Diese Leute sind von solcher Ruchlosigkeit, daß es nichts gibt, was sie sich nicht zu erlügen trauten.«

<sup>9</sup> Strassburger Rätselbuch, hg. v. Albert F. Butsch, Straßburg 1876, S. 29, Nr. 317.

so man es vmb ein heller kauffen möcht,  
keiner bald das selbig zu thun gedächt.

Ant(wort). das alter. yederman begert sein, liebt doch  
mer die juget.

Und aus dem 13. Jahrhundert ist uns eine lange kunstvolle Sangspruchstrophe gleichen Inhalts überliefert:<sup>10</sup>

Des ich sô lange gewünschet hân dâ her al mîne tage,  
des hân ich alze vil; daz ist mînes senden herzen klage  
unt bite ouch aller tegelich  
den süezen got, daz ich sîn mê gewinne.  
Als ich sîn mê gewinne, ich wolte sîn gerne minner hân;  
ich wolte ez mînen vîenden geben, ê ich ez den vriunden wolte lân.  
sîn newart ouch nie kein man sô rîch,  
erne vürhte sêre daz ez im entrinne.  
Ich engæbe dar umbe niht einen ort,  
daz ich sîn rîcher dan ein keiser wære.  
ez ist ein ungenæmer hort,  
ez enbringet niht wan siuften unde klagelîche swære,  
unt komet doch ze jungest endelîchen ûf den tac,  
ine gibe sîn niht ein phenninc wert  
umbe allez, daz ein kûnec geleisten mac.

Etwas mühsam wird hier der knappe Kerngedanke des Rätsels so lange variiert und umkreist, bis die hochliterarisch vorgegebene Strophennorm erfüllt ist. Der Appell zur Lösung, der dem pointiert knappen Rätsel eigen ist, wird nicht eigentlich aufgegeben, aber durch die mehrfache Wiederholung des Paradoxons doch überlagert von einer Tendenz zum Umspielen eines Begriffs, konkret: zu einer kleinen Meditation über das Altwerden.

Wie bei Erzählungen und Rätseln sind auch bei Sprüchen kürzere und längere Versionen möglich. Dies gilt insbesondere dort, wo eine Reihung angelegt ist, so bei Priameln und ähnlichen Formen. (Priamel verstehe ich hier als überhistorischen Strukturtyp im Sinne von Herders etymologisch problematischer, aber in der Literaturwissenschaft wirksam gewordener Formulierung: »Es wird [. . .] erst lange präambuliert, und denn folgt der kurze Schluß oder Aufschluß.«)<sup>11</sup> Es gibt Priameln und ähnliche Reihungstexte schon im Vierzeiler-Umfang.<sup>12</sup> Ich zitiere zur Illustration ein achtzeiliges Beispiel aus der Nürnberger Priameltradition.<sup>13</sup>

<sup>10</sup> Wolfgang Seydel, Meister Stolle nach der Jenaer Handschrift, Diss. Leipzig 1892, S. 87.

<sup>11</sup> Herders Sämtliche Werke, hg. v. Bernhard Suphan, Bd. 15, Berlin 1888, S. 124. Zur Problematik des Priamelbegriffs vgl. Hansjürgen Kiepe, Die Nürnberger Priameldichtung, München 1984 (MTU 74), S. 1–10 u. 32–44.

<sup>12</sup> Vgl. das reiche Material bei Karl Euling, Das Priamel bis Hans Rosenplüt, Breslau 1905 (Germanistische Abhandlungen 25), S. 186–417.

Ein junge maid on lieb,  
 Und ein großer jarmarkt on dieb,  
 Ein alter jud on gut,  
 Und ein junger man on mut,  
 Und ein alte scheur on meuß,  
 Und ein alter pelz on leuß,  
 Und ein alter pock on part:  
 Das ist wider die naturlich art.

Dazu gibt es in Bebel's Fazetien ein lateinisches Pendant gleichen Umfangs mit dem »kurzen Schluß oder Aufschluß« zu Beginn statt am Ende der Reihe:<sup>14</sup>

Haec raro contingere atque fere contra naturae cursum esse  
 traduntur ab otiosis:  
 Puella adolescens sine amore,  
 nundinae sine furibus,  
 antiquus Iudaeus sine divitiis,  
 antiquum horreum sine muribus,  
 antiqua vestis pellicea sine pediculis,  
 antiquus caper sine barba,  
 antiqua monialis sine religione.

Hat man sich erst einmal auf solches Reihen eingelassen, so sind die Grenzen nach oben offensichtlich eher durch Geschmack und Tradition als durch ein inhärentes Formprinzip gegeben. Das zeigt eine 28zeilige Variante desselben Spruchs aus dem 17. Jahrhundert:<sup>15</sup>

Seltzame ding.  
 Ein Jahrmarck ohne dieb /  
 Ein junge dochter ohn lieb /  
 Ein kornscheur ohne mäus /  
 Ein bettler ohne läus /  
 Ein jäger ohne hunden /  
 Ein fechter ohne wunden /  
 Ein krâmer ohne schweren /

<sup>13</sup> Euling (Anm. 12), S. 495f. Zur Überlieferung vgl. Kiepe (Anm. 11), S. 403, Nr. 131. In der Wolfenbütteler Handschrift 2.4 Aug. 2°, die ich unten als ganze zu charakterisieren versuche, ist die Anfangszeile – streng genommen gegen die Tendenz des Spruchs – didaktisiert: *Ein junge fraw an zucht vnd lieb* (63<sup>v</sup>).

<sup>14</sup> Bebel (Anm. 8), III, 94, S. 137. »Das komme selten vor und sei fast gegen den Lauf der Natur, sagen die Leichtfertigen: ein junges Mädchen ohne Liebe, ein Markt ohne Diebe, eine alte Jude ohne Reichtümer, eine alte Scheune ohne Mäuse, ein alter Pelzrock ohne Läuse, ein alter Ziegenbock ohne Bart, eine alte Nonne ohne Gelübde.«

<sup>15</sup> Aus Julius Wilhelm Zinkgräf, Teutsche Apophthegmata IV, 1655, nach Wilhelm Uhl, Die deutsche Priamel, ihre Entstehung und Ausbildung, Leipzig 1897, S. 394.

Ein Wirtshausz ohne zehren /  
 Ein wald ohne holtz /  
 Ein Narr ohne stoltz /  
 Ein fuhrman ohne karren /  
 Ein Herr ohne narren  
 Ein trincker ohne durst /  
 Ein metzler ohne wurst /  
 Ein Jahr ohne regen /  
 Ein Priester ohne segen /  
 Ein schneider ohne triegen /  
 Ein weber ohne liegen /  
 Ein winter ohn wilt enten /  
 Ein hochschul ohn Studenten /  
 Ein glocke ohne klangck /  
 Ein secret ohne stanck /  
 Ein Winter ohne kält /  
 Ein wucherer ohne gelt /  
 Ein fewer ohne hitz /  
 Ein weiser ohne witz /  
 Ein alte fraw ohne schelten /  
 Seynd ding / so man findt selten.

Bis zu welchem Umfang (Zahl der Wörter, Kola oder Verse) man noch von Kleinstformen der Literatur sprechen will, ist eine Frage der Verabredung oder der Praktikabilität in gegebenen Textbereichen. Ich möchte hier, weil ich einige konkrete Sammlungen im Auge habe, nicht nur die Zweizeiler und die fast allenthalben verbreiteten Vierzeiler<sup>16</sup> gelten lassen, sondern auch etwas längere Formen. Wichtiger scheint mir angesichts der hier vorgeführten Reduktions- und Schwellformen, daß der Begriff der in Wort- oder Verszahlen meßbaren Kürze auf das »innere Volumen« der Aussage oder des literarischen Kerngedankens bezogen wird. Ein Priamel oder eine Fazetie brauchen von vornherein mehr Elemente, um ihre Pointe zu realisieren, als ein Sprichwort. Erst der Vergleich mit anderen Fassungen oder die Frage nach dem für den Kerngedanken unentbehrlichen Minimalbestand läßt bei der jeweils aktuell betrachteten Sprachgestalt deutlich werden, ob *brevitas*, Prägnanz, Pointierung angestrebt wird oder eher einem gemächlichen Ausbreiten und Variieren Raum gegeben ist.

<sup>16</sup> Vgl. Euling (Anm. 12); Otto Holzapfel, Vierzeiler-Lexikon. Schnaderhüpfel, Gesätzle, Gestanzeln, Rappeditzle, Neck-, Spott-, Tanzverse und verwandte Formen aus mündlicher Überlieferung – ein kommentiertes Typenverzeichnis, Bd. I–V, Bern [usw.] 1991ff. (Studien zur Volksliedforschung 7ff.).

**Bauformen:** In ihrer äußeren Sprachgestalt sind Kleinstformen der Literatur vielfach geprägt von den Gewohnheiten ihrer Zeit und ihres Umfelds. In unserem Zeitraum überwiegen in der deutschen Tradition vierhebige Reimpaarverse, in der lateinischen Hexameter; doch sind nicht nur die lateinischen Fazetien in Prosa gehalten, sondern fast durchwegs auch die deutschen Mystikersprüche; im 17. Jahrhundert wird dann Angelus Silesius das Alexandriner-Distichon bevorzugen. Selbstverständlich haben die benutzten Formen Einfluß auf Arrangement und spezifische Prägung der Gedanken.

Es gibt aber auch Bauformen, die relativ unabhängig von der äußeren Form im literarischen Kerngedanken selbst angelegt sind, so das Priamel mit Reihung und »Schluß oder Aufschluß«, das, wie oben gezeigt, ebenso in deutsche Reimpaarverse wie in lateinische Prosa gefaßt sein kann. Als Beispiel für eine andere relativ komplexe Gedankenstruktur sei ein verbreiteter Vierzeiler zitiert:

Hab ich lieb, so hab ich not,  
Meid ich lieb, so bin ich tot.  
Nun ee ich lieb durch laid wolt lân,  
Ee will ich lieb in leiden hân.<sup>17</sup>

Christoph Petzsch<sup>18</sup> hat darauf hingewiesen, daß diesem Spruch das Proverbium *ubi amor, ibi miseria* (Carmina Burana 119,3) oder die deutsche Sentenz *liep âne leit mac niht sîn* (MF 39,24) zugrunde liegt. Aber der Gedanke ist hier in die Reflexion geraten. Aufgebaut wird eine dilemmatische Situation, in der sich ein Ich entscheidet. Der Vierzeiler ist damit an die Grenze der spruchhaften, eine Regel konstatierenden Sprechweise geraten, hat die Grenze zur lyrischen Ich-Rollen-Aussage vielleicht bereits überschritten (falls zwischen dem exemplarischen Ich des Spruchs und dem sogenannten lyrischen Ich überhaupt eine klare Grenze zu ziehen ist). Worauf es hier ankommt, ist jedoch lediglich die festgefügte Argumentationsstruktur, die nicht ohne Zerstörung reduziert oder erweitert werden kann.<sup>19</sup>

<sup>17</sup> Liederbuch der Clara Hätzlerin, hg. v. Carl Haltaus, mit einem Nachwort von Hanns Fischer, Berlin 1966, S. LXIX, Nr. 11.

<sup>18</sup> Das Lochamer-Liederbuch, hg. v. Walter Salmen u. Christoph Petzsch, Wiesbaden 1972 (Denkmäler der Tonkunst in Bayern NF Sonderband 2), S. 5f.; dort auch die Parallelüberlieferung.

<sup>19</sup> Dieselbe Argumentationsstruktur zeigen auch – vielleicht in parodistischem Bezug auf den Liebe-Leid-Spruch – die beiden folgenden Vierzeiler: *Trinck ich Weyn, so verdierb ich. Trinck ich Wasser, so stierb ich. Es ist besser Wein getruncken vnd verdorben Dann wasser getruncken vnd gestorben.* Repertorium der Sangsprüche und Meisterlieder des 12. bis 18. Jahrhunderts, hg. v. Horst Brunner u. Burghart Wachinger, Bd. 1, Tübingen 1994, Druckbibliographie Nr. 63 a-c. – *Zer ich, so verderb ich. Spar ich, so sterb ich. Noch ist weger, ich zer und verderb, Wenn daz ich spar und sterb.* Wilhelm Wackernagel (Hg.), Altdeutsches Lesebuch, Basel 1873, Sp. 1383, Nr. 3; vgl. München, Cgm 823, 22<sup>r</sup>, und Wien, Cod. 4787, 245<sup>r</sup>.

**Gattungen:** Die eingeführten Gattungsbezeichnungen für Kleinstformen – Rätsel, Scherzfrage, Witz, Fazetie, Spruch, Epigramm usw. – haben sich für erste Verständigungen vielfach bewährt. Fragt man allerdings genauer nach dem theoretischen Status der Begriffe, nach ihren Grenzen gegenüber Nachbarbegriffen oder nach ihrem historischen Geltungsbereich, so stößt man auf eine Fülle ungelöster Probleme. Und hat man es mit Texten zu tun, die keinem der geläufigeren Typen zuzuordnen sind, so ist man um eine Bezeichnung verlegen. Die ausgedehnte Diskussion über Gattungsprobleme im Bereich der kleinen und kleinsten Formen kann ich hier nicht sichten. Ich möchte stattdessen im folgenden, ausgehend von einigen Beispielen, in denen derselbe Kerngedanke in verschiedenen Gattungen erscheint, zwei Kriterien explizieren, durch die ganze Gruppen von Gattungstypen zusammengefaßt und von anderen Gruppen unterschieden werden können. Es geht mir dabei um relativ allgemeine Merkmale der Sprachgestalten, durch die in den Texten selbst Bedingungen für den Modus der Kommunikation gesetzt werden.

**Aussage vs. Aufgabe:** Tomas Tomasek hat auf die Nähe von Rätsel und Epigramm hingewiesen.<sup>20</sup> Oft brauche man nur den Lösungsbegriff als Überschrift über ein Rätsel zu setzen und habe ein Epigramm. Sein Beispiel ist das verbreitete Rätsel von der Kirsche: »Erst weiß wie Schnee, Dann grün wie Klee, Dann rot wie Blut, Schmeckt allen Kindern gut.« Tomaseks Überlegung ist besonders überzeugend für viele hochliterarische Rätsel (Symphosius, Aldhelm, Goethe, Schiller), weil auf dieser Ebene beide Typen tatsächlich entwickelt sind, während auf der anspruchsloseren Ebene von Kleinstliteratur, auf der der größte Teil unseres Materials angesiedelt ist, es zwar Rätsel wie das von der Kirsche gibt, kaum aber ihnen entsprechende pointierte Dingbeschreibungen als eigenständige Texte.

Damit aus einem Epigramm ein Rätsel wird, muß eine Aufgabe oder Frage daraus werden, muß der Kernbegriff verschwiegen oder verschlüsselt und zum Raten aufgegeben werden. Tomasek lehnt sich bei dieser Überlegung an die Sprechakttheorie an und nennt den speziellen Fragetypus des Rätsels »unregelmäßige Prüfungsfrage«. Das scheint mir hilfreich, insofern damit hinter der sprachlichen Oberfläche eine kommunikative Intention gesucht wird. Es ist für die Gattungsbestimmung in der Tat unwesentlich, ob der Frage- oder Aufgabencharakter des Rätsels durch eine explizite Frage oder durch eine Auf-

<sup>20</sup> Tomas Tomasek, Das deutsche Rätsel im Mittelalter, Tübingen 1994 (Hermaca NF 69); ich benutze die maschinenschriftliche Fassung dieser Kieler Habilitationsschrift von 1989, die mir der Verfasser freundlicherweise zur Verfügung gestellt hat; s. auch Walter Dietze, Abriß einer Geschichte des deutschen Epigramms, in: W. D., Erbe und Gegenwart, Berlin/Weimar 1972, S. 247–391 u. 525–588, dort S. 270f. Zum Epigramm allgemein vgl. auch Wilfried Barner, Vergnügen, Erkenntnis, Kritik. Zum Epigramm und seiner Tradition in der Neuzeit, Gymnasium 92 (1985), S. 350–371.

forderung zum Raten oder nur durch die provozierende Form der scheinbaren Unmöglichkeit signalisiert wird. Gegenüber dem Begriff der (übersprachlichen) »Sprachgebärde« bei Jolles,<sup>21</sup> der eng mit dem einer jeweils entsprechenden »Geistesbeschäftigung« verknüpft ist, hat der Begriff des Sprechakts zweifellos den Vorteil größerer Bestimmtheit und geringeren Anspruchs. Ein engerer Anschluß an die Sprechakttheorie scheint mir freilich problematisch. Denn es müßte wohl nicht nur die gattungsspezifische Redeintention, sondern, sie umgreifend, der Charakter der (klein)literarischen Kommunikation generell (samt dem Kriterium der spielenden Distanznahme von der lebensweltlichen Situation) auf der handlungstheoretischen Ebene reflektiert werden. Dazu dürfte aber die Sprechaktforschung, deren bisherige Versuche einer Klassifizierung von Sprechakten problematisch zu sein scheinen und die auf ihrem Feld nicht weniger als die Literaturwissenschaft mit den von Hugo Kuhn<sup>22</sup> so betonten Schwierigkeiten der Korrelation von Sprachgestalt und Gebrauchsfunktion zu kämpfen hat,<sup>23</sup> noch keineswegs die nötigen Kategorien bereitstellen.

Festzuhalten bleibt jedoch, daß Rätsel und Epigramm (genauer vielleicht: gewisse Rätsel und gewisse Epigramme) sich vornehmlich durch einen Unterschied der Sprechhaltung oder der kommunikativen Intention unterscheiden: im einen Fall direkte Aussage zu einem Begriff, einem Thema, im andern Fall eine Aufgabenstellung, die erst über die Lösung zu einer Aussage führt.

Wer das Kirschrätsel gelöst hat, »versteht« die Kirsche besser, indem er ihre Entstehung und ihr Ziel »schaut«. Wer das Altersrätsel gelöst hat, »versteht« das Alter besser, indem er seine Ambivalenz »erkennt«. Zum Altersrätsel gibt es tatsächlich Pendants in der Form der direkten Aussage, allerdings nicht in der artistischen Form des Epigramms, sondern in der schlichteren des Spruchs, der Regelhaftes zu konstatieren pflegt. Aus dem deutschen Mittelalter sind zwei Fassungen dieser Spruchaussage überliefert, die eine bei Freidank (und seither öfter)<sup>24</sup>

<sup>21</sup> Jolles (Anm. 2).

<sup>22</sup> Kuhn (Anm. 1).

<sup>23</sup> Vgl. z.B. Dieter Wunderlich, Was ist das für ein Sprechakt?, in: Günther Grewendorf (Hg.), Sprechakttheorie und Semantik, Frankfurt a.M. 1979, S. 275–324.

<sup>24</sup> Fridankes bescheidenheit, hg. v. H. E. Bezzenberger, Halle a.d.S. 1872 [Neudr. Aalen 1962], 51,13f. Vgl. Der Renner von Hugo von Trimberg, hg. v. Gustav Ehrismann, 4 Bde, Tübingen 1908–1911, v. 23057f. *Wir wünschen alters alle tage, Des zuokunft bringet uns niuwe klage.* Zum Thema der kürzeren und längeren Formen (oben S. 3–7) sei hier angemerkt, daß der Zweizeiler sowohl in den sachlich geordneten Freidank-Handschriften wie im »Renner« in (je eigenen) längeren Versfolgen über das Alter steht: Freidank 51,13–52,17, Renner etwa 23018–23090. Schließlich findet sich in der Wolfenbütteler Handschrift 2.4 Aug. 2° auf Bl. 143<sup>rb</sup> unter der Überschrift *Von dem Alter ein priamel ein zwölfzeiliger Spruch*, der aus den »Renner«-Versen 10403–406 und 23057–064 zusammengesetzt ist: *Alters frewd vnuhd abent schein | mugen wol aneinander gleich sein | sy trosten wol vnuhd faren hin | als in einem regen ein mude pin | wir wunschen alters*

Wir wünschen alters alle tage,  
soz dan kumt, sô ist ez niht wan klage,

die andere im Liederbuch der Clara Hätzlerin<sup>25</sup>

Wie geren wir all wurden alt,  
wann ez dann chomt, so ists ze palt.

Derselbe Kerngedanke, den wir einmal als Rätsel, einmal als Spruch kennengelernt haben, erscheint nun auch noch in einem dritten Typ von Kleinsttexten, einem Typ, der aus der antiken Weisheitslehre und Rhetorik stammt und den ich nach einer Haupttradition, die ins Mittelalter reicht, Hadrian-Secundus-Fragen nenne.<sup>26</sup> Auch dieser Typ impliziert eine Frage oder Aufgabe. Doch ist hier nicht wie beim Rätsel der zentrale Begriff, das Thema, zu finden, sondern es wird umgekehrt das Thema gegeben – Was ist der Mensch? Was ist das Leben? –, und der Gefragte muß adäquate Aussagen dazu finden, adäquat selbstverständlich im Sinne der spezifischen Weisheitstradition. Anders als beim Rätsel sind bei dieser Art von Aufgabenstellung mehrere Antworten möglich, denn zu einem Begriff kann man mehrere Aussagen machen. So heißt es in dieser Tradition:<sup>27</sup>

Quid est senectus? – Optatum malum, viventium mors, incolumis languor, spirans mors, Veneris expers, mors expectata, mors communis.

Vielleicht liegt sogar in dieser Tradition der Ursprung des Gedankens, den wir zuerst als Rätsel und dann als Spruch kennengelernt haben.

Spruch, Sprichwort, Sentenz, Xenion, Epigramm, Liebesgruß<sup>28</sup> und Gebetsformel haben zweifellos je eigene Merkmale, zeigen Nuancierungen auch der

*alle tag | vnd sein zu kunnft macht vns neue clag | so wir auch leyder vnser jugent | dick verzert mit mancher vntügent | wer die jn sein alter pringt | von ewiger frewden er sich lengt | alter allen dingen jr krafft | nympt vnd swacht meysterschaft* (Euling [Anm. 25], Nr. 598, hier nach der Handschrift).

<sup>25</sup> Hätzlerin (Anm. 17), S. 42, Nr. 34. Auch dieser Zweizeiler erscheint in der Wolfenbütteler Handschrift 2.4 Aug. 2° in größerem Zusammenhang: Bl. 132<sup>r</sup>, 12 Verse, abgedruckt bei Karl Euling (Hg.), Kleinere mittelhochdeutsche Erzählungen, Fabeln und Lehrgedichte. II. Die Wolfenbüttler Handschrift 2.4. Aug. 2°, Berlin 1908 (DTM 14), S. 92f., Nr. 556.

<sup>26</sup> Burghart Wachinger, Rätsel, Frage und Allegorie im Mittelalter, in: *Werk – Typ – Situation*, hg. v. Ingeborg Glier [u. a.], Stuttgart 1969, S. 137–160, dort S. 151.

<sup>27</sup> Lloyd William Daly and Walther Suchier, *Altercatio Hadriani Augusti et Epicteti philosophi, Urbana 1939* (Illinois Studies in Language and Literature 24, 1–2), S. 157, Nr. 18. »Was ist das Alter? – Ein gewünschtes Übel, der Tod der Lebenden, eine Hinfälligkeit ohne Wunden, ein atmendes Totsein, das Verlernen der Venus, die Erwartung des Todes, der Tod für alle.« Vgl. Ben Edwin Perry, *Secundus the silent philosopher*, Ithaca N. Y. 1964 (Philological Monographs 22), S. 88–90, Nr. 18 (für den Hinweis auf diese Ausgabe des griechischen Texts aus dem 2. Jahrhundert n. Chr. und seiner orientalischen Abkömmlinge danke ich Thomas A. Szlezák).

<sup>28</sup> Vgl. Jürgen Schulz-Grobert, *Deutsche Liebesbriefe in spätmittelalterlichen Handschriften*, Tübingen 1993 (Hermaea NF 72).

kommunikativen Intention, je nachdem ob ihre Sprechweise eher beschreibend, Regeln konstatierend, kritisierend, unterweisend, betuernd oder bittend ist. Gegenüber den verschiedenen Typen von Rätseln und Fragen aber, die alle dem Partner die Vollendung des Gedankens als Aufgabe stellen, ist ihnen die Form der direkten Aussage gemeinsam; bei ihnen ist der Gedanke vollständig, der Text abgeschlossen, der Partner kann ihn nur akzeptieren oder ablehnen.

Beim ›kleinen Grenzverkehr‹ zwischen beiden Typengruppen geschehen freilich auch Umformungen, die den Gedanken selbst verändern. Das oben zitierte Priamel von der *jungen maid on lieb* und dem *jarmarkt on dieb* (S. 6f.) ist im Rahmen eines Fastnachtsspiels, in dem ein Landstreicher (*freihart, freiheit*) sich durch richtige Antworten Aufnahme erstreitet, zu einer offenen Fragenreihe geworden, die nur noch durch das einheitliche Denkmuster zusammengehalten ist. Das Priamel bringt Beispiele für etwas, was selten oder gar widernatürlich ist, mit der implizierten Tendenz, man solle sich nicht darüber aufregen, daß die Dinge nun mal so sind, daß z. B. die eigene Tochter verliebt ist oder daß man auf dem Jahrmarkt bestohlen worden ist. Die Fragenreihe setzt dagegen, daß das widernatürlich Scheinende im Übernatürlichen möglich ist, und sie zeigt das Punkt für Punkt.<sup>29</sup>

- Frager: Sag mir, wo ist ein straß an staub?  
 Wo ist ein paum an laub?  
 Und wo ist ein wasser an weiden  
 Und ein junkfrau an heimlich leiden?  
 Wo ist ein schone frau an lieb?  
 Wo ist ein jarmarkt an dieb?  
 Sagst du mir das auf dieser fart,  
 So hab ich dich fur ein freihart.
- Freiheit: Gen himel get ein straß an staub,  
 Im paradis stet auch ein paum an laub,  
 Jordan das wasser hat kein weiden,  
 Maria ist ein meit an leiden,  
 Im himel ist jarmarkt an dieb  
 Und in der hell ein frau an lieb.  
 Nu thu mich, helt, hie fragen mer,  
 Anders es get dir an dein er.

Erzählend vs. nicht-erzählend: Der überraschende Sprung auf eine andere Ebene ist ein Denkmuster, das von Rätseln und Fragen nicht selten

<sup>29</sup> Ein spil von dem freiheit, in: Fastnachtspiele aus dem fünfzehnten Jahrhundert, [hg. v. Adelbert von Keller], Bd. II, Stuttgart 1853 (StLV 29), Nr. 63, S. 553–561, dort S. 557f. Es handelt sich wohl um ein Nürnberger Spiel aus dem Umkreis von Hans Folz, vgl. Johannes Janota in: <sup>2</sup>VL Bd. 2, 1980, Sp. 779.

angepeilt wird. Im vorigen Beispiel war es ein ›Sprung nach oben‹. Als desillusionierender ›Sprung nach unten‹ bestimmt er die Struktur vieler Scherzfragen, so auch der folgenden:<sup>30</sup>

Ein frag. welchs die edelsten vnd achtbarsten heyligen sein. Antwort. Sant Martin vnd sant Jörg die reitten, müsen die andern zu fuss geen.

Diese Scherzfrage ist nun von Bebel zur Pointe einer Fazetie gemacht worden.<sup>31</sup>

Qui sint praecipui et maximi sancti.

Cum nuper Tubingae, cuius templi sanctioris tutelares sancti (quos patronas vocant) sunt divus Georgius atque Martinus, mentio facta esset de sanctorum meritis et sanctimoniae praestantia, cum alii Ioannem Baptistam, alii divum Petrum, apostolorum principem, ceteris praestare contenderent: ›Quae dementia vos agitat?‹ quidam inquit. ›Qui enim alii sanctiores meritisque et honore priores Tubingensibus patronis Georgio et Martino? Nam cum alii sancti pannosi contemptique pedibus incedant, hi egregiis caballis equitent et sumptuosis vestibibus induantur.‹

Der Gattungswchsel wird hier durch die Einbindung in eine Erzählung erreicht. Sie erlaubt Bebel neben dem Einbringen lokaler Anspielungen im antikisierenden Latein, die Fallhöhe zur Desillusionierung noch zu vergrößern, indem er die Frage noch deutlicher, als dies isoliert oder im Kontext einer Rätselsammlung möglich ist, als ein ernsthaft diskutiertes Problem erscheinen läßt – bei den mittelalterlichen Vorstellungen von Himmels-hierarchien ja durchaus plausibel. Ob der Finder der ›Lösung‹ als Witzbold oder als beschränkter Lokalpatriot erscheinen soll, bleibt offen; der Leser hat die Wahl, ob er mit der Figur oder über sie lachen will – beide Typen sind in Bebel's Fazetien reichlich vertreten.<sup>32</sup>

Mit diesem Beispiel haben wir einen weiteren großen Bereich der literarischen Kleinstformen betreten: den der erzählenden Typen. Im Gegensatz zu Rätseln, Fragen, Sprüchen, Epigrammen usw. erzählen Witze, Anekdoten, Fazetien und Exempla Geschichten. Zwar kann auch ein Rätsel erzählende

<sup>30</sup> Strassburger Räthselbuch (Anm. 9), Nr. 37.

<sup>31</sup> Bebel (Anm. 8), III, 110, S. 141f. ›Welche Heiligen die bedeutendsten und größten sind. Als jüngst in Tübingen, von dessen Haupttempel der heilige Georg und Martin die Schutzheiligen sind (was sie Patrone nennen), über die Verdienste und den Vorrang an Heiligkeit von verschiedenen Heiligen gesprochen wurde und als die einen behaupteten, daß Johannes der Täufer, die anderen, daß der Fürst der Apostel, der heilige Petrus, die übrigen übertreffe, sagte einer: ›Was für eine Verblendung hat euch da übermannt? Welche anderen sind denn heiliger und durch Verdienste und Ehre höhergestellt als die Tübinger Patrone Georg und Martin? Denn während die übrigen Heiligen in Lumpen und verachtet zu Fuß gehen, reiten diese hoch zu Roß und sind kostbar gekleidet.‹

<sup>32</sup> Vgl. den Beitrag von Anna Mühlherr im vorliegenden Band.



Elemente enthalten, aber eine Rätselerzählung muß so gestaltet sein, daß sie gerade nicht als eigenständige Geschichte möglich und sinnvoll ist, sonst fehlte ja der Appell zur Lösung. Umgekehrt können Witze und Fazetien die Erzählelemente weitgehend reduzieren, aber sie imaginieren doch wenigstens eine Szene oder einen Dialog.<sup>33</sup> Exempla mögen im Gebrauch zur bloßen Anspielung schrumpfen, sie können auch – wie mehrfach in der ›Anthologia Graeca‹, die gegen Ende unseres Zeitraums wiederentdeckt wird<sup>34</sup> – in die Form von Epigrammen auf Personen gegossen werden, sei es preisend, sei es mit spöttischer Wendung; dann wird die Geschichte nicht erzählt, sondern vorausgesetzt. Als selbständige Kleinstformen aber, wie sie vor allem in Sammlungen präsentiert werden, erzählen Exempla Geschichten.<sup>35</sup>

Die erzählenden Kleinstformen sind vielfach Reduktionsformen längerer Erzählungen, ihre Typologie kann nicht unabhängig von der unendlichen Vielfalt der ›kleineren Erzählformen‹<sup>36</sup> diskutiert werden. Wichtig aber scheint mir, daß innerhalb des Bereichs der Kleinstformen mit dem Übergang zum Erzählen einer noch so kurzen (wahren oder fiktiven) Geschichte die Bedingungen der Kommunikation, soweit sie in der Sprachgestalt selbst liegen, verändert werden. Beim Übergang von der Scherzfrage, die auf das Wechselspiel der Kommunikationspartner angelegt ist, zur erzählten Problemlösung in der Fazetie liegt das auf der Hand. Die Erzählung davon, wie ein Rätsel gestellt und gelöst wurde, bedingt eine völlig andere Rezipientenhaltung, als wenn der Partner selbst aufgefordert ist, ein Rätsel zu lösen. In beiden Fällen ist allerdings auch der Gegensatz Aufgabe – Aussage involviert. Aber auch innerhalb des Felds der aussagenden Typen ändern sich mit dem Übergang zum Erzählen die Bedingungen der Kommunikation. Wenn z.B. ein mahnender oder Regeln feststellender Spruch durch ein Exempel untermauert oder gar ersetzt wird, sind nicht mehr nur die gegebene Situation der Gesprächspartner und die Regel im Blickfeld, sondern auch eine parallele Situation, eine ähnliche Geschich-

<sup>33</sup> Ich vernachlässige dabei untypische Randformen: In Fazetiensammlungen kommen vereinzelt nichterzählende Stücke vor, so bei Bebel der oben S. 6 zitierte Text nach einem deutschen Priamelspruch. Lutz Röhrich, *Der Witz. Figuren, Formen, Funktionen*, Stuttgart 1977, bezieht unter ›lyrischer Humor‹ und ›Parodie‹ auch Formen ein, die ich nicht als Witz bezeichnen würde; außerdem vernachlässigt er den mir wichtigen Unterschied zwischen Scherzfrage als Aufgabentyp und Frage-Antwort-Struktur in erzählten Witzen.

<sup>34</sup> *Anthologia Graeca*, griechisch-deutsch, hg. v. Hermann Beckby, 4 Bde, München 1967; Beispiele besonders in Bd. II, Buch VII. Zur neuzeitlichen Rezeption vgl. Dietze (Anm. 20), S. 257–259.

<sup>35</sup> Zur Diskussion um das Exempel, die ich hier nicht wieder aufgreifen möchte, vgl. zuletzt unseren Sammelband: Walter Haug u. Burghart Wachinger (Hgg.), *Exempel und Exempelsammlungen*, Tübingen 1991 (*Fortuna vitrea* 2).

<sup>36</sup> Vgl. unseren Sammelband: Walter Haug u. Burghart Wachinger (Hgg.), *Kleinere Erzählformen im 15. und 16. Jahrhundert*, Tübingen 1993 (*Fortuna vitrea* 8).

te. Das bedeutet einerseits Intensivierung durch Konkretisierung der Regel, andererseits lassen die den Demonstrationzweck übersteigenden Züge der Exempelgeschichte dem Rezipienten auch ein Stückchen mehr Freiheit.

Die hier an Beispielen erläuterten Begriffe Selbständigkeit / Unselbständigkeit, Kürze und Prägnanz, Bauformen, Aussage / Aufgabe, erzählend / nicht-erzählend erscheinen trivial und liegen systematisch auf verschiedenen Ebenen. Dennoch glaube ich, daß für die wissenschaftliche Verständigung über den Bereich der Kleinstformen einiges gewonnen wäre, wenn man sie genauer, als es meist geschieht, beachtete. Sie können die traditionellen, sehr viel komplexeren Gattungsbegriffe nicht ersetzen, helfen aber bei Differenzierungen sowohl innerhalb der mit jenen anvisierten Gattungen als auch in den Grenzbereichen, wo jene so oft versagen. Ohne präzises Erfassen der Sprachgestalten aber ist ein historisches Verständnis der Kleinstformen ebensowenig möglich wie ohne Blick für die Aspekte des Gebrauchs, von denen jetzt die Rede sein soll.

## II.

Die Möglichkeiten des Gebrauchs von Texten sind unabsehbar vielfältig. Bei Kleinstformen ist vor allem auch an mündlichen Gebrauch zu denken, Zitieren, Variieren, Anspielen in den verschiedensten Situationen, mit den verschiedensten Intentionen, lateinisch ebenso wie deutsch. Aber dieser mündliche Gebrauch ist uns nicht konkret zugänglich. Greifbar sind nur schriftliche Aufzeichnungen, von denen einige allerdings deutlich auf mündlichen Gebrauch hin angelegt sind.

Die Überlieferungszusammenhänge, die ja Möglichkeiten des Gebrauchs indizieren, sind außerordentlich vielfältig. Sie reichen, um nur ein paar Beispiele aus dem Freidank-Umkreis zu nennen, von der Inschrift auf einem Zweihandschwert mit der Mahnung, alle Dinge zum Besten zu kehren,<sup>37</sup> über Medaillons im Erfurter Rathaus mit Köpfen von (nicht identifizierten) Autoritäten, um die herum Zweizeiler geschrieben sind, so daß die Stadtväter in einem Raum der Weisheit beraten konnten,<sup>38</sup> bis zum Umgießen einer Sequenz von Freidanksprüchen in eine sangbare Großstrophe bei Oswald von

<sup>37</sup> Berndt Jäger, ›*Durch reimen gute lere geben*‹. Untersuchungen zur Überlieferung und Rezeption Freidanks im Spätmittelalter, Göppingen 1978 (GAG 238), S. 245f. Zweifel an der Deutung Anton Wallners, *Eine Hampfel Grübelnüsse*, *ZfdA* 64 (1927), S. 81–96, hier S. 96 scheinen mir nicht angebracht; allerdings hat der Schwertfeger den ihm vom Auftraggeber vorgeschriebenen Spruch nicht ganz untergebracht.

<sup>38</sup> Jäger, ebd., S. 243f. u. 327–328. Einer der Sprüche ist der oben zitierte über das Alter.

Wolkenstein, offenbar im engen Anschluß an eine thematisch kaum geordnete Handschrift.<sup>39</sup>

Typisch für Kleinstformen sind einerseits Gelegenheitseinträge auf freigebliebenen Stellen einer Handschrift, manchmal als Federproben, öfter als Kleinsammlungen, so im Liederbuch der Clara Hätzlerin vor und nach dem Register, vor Beginn der anspruchsvolleren und im Register verzeichneten Minnereden.<sup>40</sup> Die Schreibverse am Ende mancher Handschriften stehen an ähnlichen Stellen, sind aber in ihrer Funktion festgelegter.<sup>41</sup>

Typisch sind andererseits auch große Sammlungen, die der Kleinstliteratur durch Fülle, seltener durch Ordnung, einen Platz im geordneten Abschreibetrieb, später auch in den Programmen der Drucker sichern.

Aus Sammlungsvorreden, Überlieferungskontexten und anderen Zeugnissen werden idealtypische Gebrauchsräume und -funktionen für einzelne Kleinstformen sichtbar. Exempla sind im Bewußtsein der Zeit in besonderem Maße für Predigt und katechetische Unterweisung bestimmt. Die Sammlungen von Mystikersprüchen dienten, wie vorher schon die *dicta patrum*, zweifellos vor allem dem meditativen Gebrauch durch Religiöse, etwa so, wie es in dem Vorbericht zu Mechthilds von Magdeburg ›Fließendem Licht der Gottheit‹, das ja viel Spruchartiges enthält, gefordert wird: *das solt du gelöblich, diemütlich und andehklich núnstunt überlesen*.<sup>42</sup> Florilegien und Exzerptensammlungen, von den Humanisten gern nach *loci communes* geordnet,<sup>43</sup> sollten vor allem die sprachlich-stilistische, darüberhinaus aber auch die ethische Kultur der *litterati* fördern. Fazetien beanspruchten lizenzierte Freiräume, »Lästerkabinett, *convivium*, Bäderfreizügigkeit«.<sup>44</sup>

Aber die Zuordnungen sind keineswegs fest. Wenn lateinische Proverbiensammlungen, die (auch) in der Schule gelesen werden, zweisprachig mit deutschen Reimpaarübersetzungen aufgeschrieben und gedruckt werden, so

<sup>39</sup> Die Lieder Oswalds von Wolkenstein, hg. v. Karl Kurt Klein, Tübingen <sup>3</sup>1987 (ATB 55), Nr. 115. Vgl. Christoph Petzsch, Reimpaare Freidanks bei Oswald von Wolkenstein, in: *Werk – Typ – Situation* (Anm. 26), S. 281–304 (mit weiterer Literatur). Auch hier findet sich der Spruch über das Alter.

<sup>40</sup> Hätzlerin (Anm. 17), S. LXVII–LXX, vgl. S. 376–380.

<sup>41</sup> Vgl. *Lyrik des späten Mittelalters*, hg. v. Hermann Maschek, Leipzig 1939 (DLE, Realistik des Spätmittelalters 6), S. 136–148.

<sup>42</sup> Mechthild von Magdeburg, ›Das fließende Licht der Gottheit‹, hg. v. Hans Neumann, Bd. 1, München 1990 (MTU 100), S. 2.

<sup>43</sup> Vgl. Wolfgang Brückner, *Historien und Historie*, in: W. B. (Hg.), *Volkserzählung und Reformation*, Berlin 1974, S. 13–123, dort S. 63–75.

<sup>44</sup> Wilfried Barner, Überlegungen zur Funktionsgeschichte der Fazetien, in: *Kleinere Erzählformen* (Anm. 36), S. 287–310, dort S. 294; vgl. auch ders., *Legitimierung des Anstößigen: Über Poggios und Bebel's Fazetien*, in: ›Sinnlichkeit in Bild und Klang‹ (FS Paul Hoffmann), Stuttgart 1987 (Stuttgarter Arbeiten zur Germanistik 189), S. 101–137.

sind doch wohl andere und sehr viel offenere Gebrauchsweisen ins Auge gefaßt.<sup>45</sup> Exempla aus dem ›Tripartitus moralium‹ Konrads von Halberstadt, einer nach Stichworten geordneten moraldidaktischen Sammlung,<sup>46</sup> werden in der ›Mensa philosophica‹ nach Ständen geordnet exzerpiert und sollen so der Vorbereitung auf Mahlzeiten in verschiedenen Gesellschaftskreisen dienen; für die Gespräche beim Mahl selbst aber werden nicht nur fazetienartige Texte, sondern auch ein Sondertyp der Fragenliteratur, kleine naturwissenschaftliche Quästionen samt den Antworten, als erholsame und doch bildende Unterhaltung bereitgestellt.<sup>47</sup> Vielen Sammlern, Schreibern und Druckern scheint die Vielfalt der möglichen Gebrauchsfunktionen durchaus im Sinn zu liegen, wenn sie zu den allerallgemeinsten Formeln wie *nutzlich unnd gut kurzweylich zehoren*<sup>48</sup> greifen. Selten aber wird diese Offenheit für vielerlei Benutzerinteressen so deutlich, fast programmatisch formuliert wie von Johannes Pauli:<sup>49</sup>

Und ist dis Büch getaufft und im der Nam uffgesetzt ›Schimpff und Ernst‹. Wan vil schimpfflicher, kurzweiliger und lecherlicher Exempel darin sein, damit die geistlichen Kinder in den beschloßnen Klöstern etwa zü lesen haben, darin sie zü Zeiten iren Geist mögen erlöstigen und rüwen, wan man nit alwegen in einer Strenckheit bleiben mag, und auch die uff den Schlössem und Bergen wonen und geil sein, erschrockenliche und ernstliche Ding finden, davon sie gebessert werden, auch das die Predicanten Exempel haben, die schlefferlichen Menschen zü erwecken und lüstig zü hören machen, auch das sie Osterspil haben zü Ostern, und ist nichtz hergesetzt, dan das mit Eren wol mag gepredigt werden.

Als eine besondere Variante der Verwendung von Kleinstformen sei noch der literarische Gebrauch genannt, die Benutzung von Rätseln, Fragen, Sprüchen, Sentenzen und dergleichen in größeren Texten (daß diese dann ihrerseits verschieden ›gebraucht‹ werden können, sei hier vernachlässigt). Von alters her werden Rätsel und Fragen gern in mehr oder weniger ausgeführte

<sup>45</sup> Vgl. Nikolaus Henkel, *Deutsche Übersetzungen lateinischer Schultexte. Ihre Verbreitung und Funktion im Mittelalter und in der frühen Neuzeit*, München 1988 (MTU 90); dazu die Besprechung von Ulrike Bodemann, PBB 113 (1991), S. 310–317.

<sup>46</sup> Erwin Rauner, Konrads von Halberstadt O.P. ›tripartitus moralium‹. Studien zum Nachleben antiker Literatur im späteren Mittelalter, 2 Bde, Frankfurt a.M. [usw.] 1989 (Europäische Hochschulschriften I 1112); der Aufbau ist typisch für Exempelsammlungen zum Gebrauch des Predigers, aber Rauner zeigt (Bd. 1, S. 52), daß Konrad von Halberstadt primär an Lektüre gedacht hat.

<sup>47</sup> Rauner, ebd., Bd. 1, S. 176–183; vgl. Burghart Wachinger, *Convivium fabulosum. Erzählen bei Tisch im 15. und 16. Jahrhundert*, besonders in der ›Mensa philosophica‹ und bei Erasmus und Luther, in: *Kleinere Erzählformen* (Anm. 36), S. 254–266, dort S. 266–275. Faksimileausgabe durch Erwin Rauner und mich in Vorbereitung.

<sup>48</sup> Wolfenbüttel, cod. 2.4 Aug. 2°, 53<sup>r</sup>, vgl. Euling (Anm. 25), S. 11.

<sup>49</sup> Johannes Pauli, *Schimpf und Ernst*, hg. v. Johannes Bolte, 2 Bde, Berlin 1924, Bd. 1, S. [3].

fiktive Rahmensituationen gestellt. Aus der deutschen Literatur des späteren Mittelalters wären als Beispiele so verschiedene Texte wie der ›Wartburgkrieg‹, Strickers ›Pfaffe Amis‹, die ›Apollonius-Romane, das ›Traugemundlied‹ und das oben zitierte Fastnachtspiel vom ›Freiheit‹ anzuführen. Noch vielfältiger sind die literarischen Verwendungsmöglichkeiten von Sprüchen und Sprichwörtern. Sie dienen in der Sangspruchdichtung als Ausgangspunkt aktueller Reflexionen<sup>50</sup> oder werden in lockerer Serie zu Dichtungen eigenen Rechts kombiniert.<sup>51</sup> Sie werden als Prothemata von Predigten gewählt.<sup>52</sup> Manchmal sind sie, wie im ›Ackermann aus Böhmen‹, gezielt in rhetorische Argumentationsmuster eingesetzt.<sup>53</sup> Im ›Dialogus Salomonis et Marcolfi‹, der mehrfach auch auf deutsch bearbeitet worden ist, findet ein Redewettstreit in korrespondierenden Sprüchen statt: Der weise König Salomo schlägt, oft in Zitaten aus den ihm zugeschriebenen Büchern der Bibel, jeweils mit einem Spruch das Thema an, der grobianisch-schlaue Markolf aber weiß immer einen passenden ›Antwortspruch‹, der Salomos Spruch variiert, konkretisiert oder durch Antithese bestreitet und ihn dabei meist durch einen Wechsel der Stilebene persifliert.<sup>54</sup> Erasmus von Rotterdam schließlich macht antike Sprichwörter, Redensarten und Sentenzen programmatisch zum Gegenstand philologischer Bemühung und zum Kern einer moralphilosophischen und zeitkritischen Essayistik.

Wenn der literarische Rahmen sehr knapp ist und nur eine einzige Kleinstform umschließt, wird man ihn allerdings weniger als einen Aspekt des Gebrauchs interpretieren denn als ein Element der Sprachgestalt selbst. So bei der oben zitierten Fazette Bebel's, die eine Scherzfrage erzählerisch einbindet.<sup>55</sup> Nur einen rudimentären Rahmen zeigen auch die gereimten Autoritätensprüche.<sup>56</sup>

<sup>50</sup> Gustav Roethe (Hg.), Die Gedichte Reinmars von Zweter, Leipzig 1887, S. 245.

<sup>51</sup> Vgl. Roethe, ebd., S. 245f.; Oswald von Wolkenstein (Anm. 39). Es ist oft eine schwierige Interpretationsfrage, ob solche Serien simple und wegen fehlender gedanklicher Einheit schlechte Additionsformen sind oder die Einzelglieder sich auf ein gemeinsames, allenfalls leise angedeutetes Ziel, etwa eine konkrete Situation, richten.

<sup>52</sup> Joseph Klapper, Die Sprichwörter der Freidankpredigten. Proverbia Fridanci, Breslau 1927 (Wort und Brauch 16); Manfred Eikelmann, Sprichwörterensammlungen (deutsch), in: <sup>2</sup>VL Bd. 9, Lieferung 1, 1993, Sp. 162–179.

<sup>53</sup> Wolfgang Mieder, Streitgespräch und Sprichwort-Antithetik. Ein Beitrag zur Ackermann aus Böhmen- und Sprichwortforschung, Daphnis 2 (1973), S. 1–32.

<sup>54</sup> Irmgard Meiners, Schelm und Dümmling in Erzählungen des deutschen Mittelalters, München 1967 (MTU 20), S. 134–147, 165–179; Michael Curschmann, Marcolfus deutsch, in: Kleinere Erzählformen (Anm. 36), S. 151–255, dort S. 156–158.

<sup>55</sup> Vgl. oben S. 13.

<sup>56</sup> Arne Holtorf u. Kurt Gärtner, ›Autoritäten‹ (gereimt), in: <sup>2</sup>VL Bd. 1, 1978, Sp. 557–560; Kurt Gärtner, ›Bollstatters Spruchsammlung‹, ebd., Sp. 933–935; ders., Aus Konrad Bollstatters Spruchsammlung, in: Festschrift Walter Haug und Burghart Wachinger, Tübingen 1992, Bd. 2, S. 803–825.

Sie folgen dem Typus lateinischer und dann auch deutscher Sammlungen von (Prosa-)Aussprüchen der Väter, der Weisen, der Propheten etc. Die Zuschreibung an einen Autorität verbürgenden Autor, im Ansatz eine Verfasserzuweisung, ist schon bei den Prosaspruchsammlungen keineswegs immer authentisch; in der Überlieferung werden die Sprüche anonymisiert oder willkürlich anderen Autoritäten untergeschoben. Wenn bei den deutschen gereimten Sprüchen auch Gott selbst als Sprecher eingesetzt wird, hat offenbar die Vorstellung der Autorität die des Verfassers weitgehend verdrängt. Auch auf dieser Stufe mag man die Nennung eines Namens noch eher der Sprachgestalt als dem Gebrauch zurechnen. Wenn aber dann Konrad Bollstatter beliebige fiktive Gestalten ebenso wie Bekannte aus dem persönlichen Umkreis, ja auch seinen eigenen Namen willkürlich mit umlaufendem Spruchgut (das z. T. aus Freidanks ›Bescheidenheit‹ und Hugos von Trimberg ›Renner‹ stammt) verbindet, nutzt er die beliebig gewordene Autoritätenszuschreibung zu einem kuriosen Spiel der Zueignungen – und dies ist zweifellos eine Form des literarischen Gebrauchs.

### III.

Wenn in einer Reihe von Arbeitsgesprächen, die den Umbrüchen und Kontinuitäten in den literarischen Traditionen des 13. bis 16. Jahrhunderts nachzugehen versuchen, Kleinstformen der Literatur besonders thematisiert werden, so ist damit die Frage nach der spezifischen Form der Geschichtlichkeit dieser Texttypen gestellt.

Literarische Kleinstformen werden als Inhalts- und Gestaltkerne, z.T. sogar als festgeprägte Formulierungen und relativ stabile Texte oft lange tradiert, nicht selten jahrhundertlang; und Neuprägungen folgen meist alten Mustern. Im aktuellen Gebrauch wird das nicht bei allen Typen in gleicher Weise bewußt. Sprüche, Sprichwörter, Sentenzen, Dicta und Exempla bilden einen Fundus, aus dem man im Verständigungsprozeß schöpfen kann (wobei die an Widersprüchen reiche Fülle des Fundus dem Gebrauchenden große Freiheiten der Akzentuierung bietet<sup>57</sup>). Ob der Adressat das Zitierte schon kennt oder nicht, ist bei diesen Typen für die Nuancen der Wirkung sicher nicht unerheblich. Aber da es sich um ›geronnene‹ allgemeine Erfahrungen handelt, tun Alter

<sup>57</sup> Peter von Moos, Geschichte als Topik. Das rhetorische Exemplum von der Antike zur Neuzeit und die *historiae* im ›Policraticus‹ Johanns von Salisbury, Hildesheim/Zürich/New York 1988 (Ordo 2), bes. S. 153–187; ders., Die Kunst der Antwort. Exempla und *dicta* im lateinischen Mittelalter, in: Exempel und Exempelsammlungen (Anm. 35), S. 23–57; Walter Haug, Kritik der topischen Vernunft, PBB 114 (1992), S. 47–56.

und Bekanntheit dem Geltungsanspruch grundsätzlich keinen Abbruch, ja der Zitierende kann sich darauf berufen: *Es ist ain altgesprochener rat Mer wann vor hundert jaren . . .*<sup>58</sup> Bei anderen Typen ist dies anders: Rätsel, Scherzfragen, Witze wirken nur, wenn sie dem Gegenüber neu sind. Aber auch sie werden oft lange tradiert, und der ideale Hörer ist auf altbekannte Muster eingestellt und erwartet nicht selten serielle Fortsetzungen: noch einen Witz, noch ein Rätsel.

Mögen die einzelnen Texte kurz- oder langlebig gewesen sein, die Haupttypen zeigen erstaunliche Stabilität. Die Kontinuität dürfte zu einem guten Teil in relativ elementaren Schichten des Sprach- und Textwissens gesichert worden sein, in Schichten unterhalb der höheren literarischen Tradition. Dazu gehört vor allem der mündliche Gebrauch. Dabei denke ich weniger im Sinne der älteren Forschung an Volksläufigkeit (die kaum je zu beweisen ist, aber vielleicht doch auch nicht von vornherein ausgeschlossen werden sollte) und schon gar nicht an germanisch-deutsche Kontinuität; wichtig scheinen mir vielmehr eher die Schule und die Gespräche und Sprachspiele der (klerikal oder höfisch) Gebildeten. Eine Literaturgeschichte der mündlichen Tradition läßt sich nicht rekonstruieren. Aber daß diese Tradition bis in Werke höchsten Rangs ausstrahlen konnte, zeigt etwa der m.E. immer noch bedenkenswerte Hinweis Wolfgang Mohrs auf geistlich umgeprägte Modelle mündlicher Kleindichtung im Werk Mechthilds von Magdeburg – nur daß wir unsicherer geworden sind, ob wir den Bereich, aus dem die Modelle stammen, mit »unterschichtige Volksdichtung« richtig treffen.<sup>59</sup>

Sehr wichtig für die große Kontinuität vieler Texte und Typen waren zweifellos auch die schriftlichen Sammlungen. Sie stellten tradiertes Material in immer neuer Auswahl, in immer neuen Arrangements und mit immer wieder neuen Zielsetzungen zusammen, stabilisierten aber auch durch immer neue Rückgriffe auf ältere Sammlungen, die ja oft lange präsent blieben, die Tradition. Eine Literaturgeschichte der Sammlungen ist im Prinzip möglich. Bezieht man aber die lateinische Tradition mit ein, wie es wegen der Schichtenproblematik unerlässlich ist, so ist die Masse des Überlieferten so unermesslich groß, daß eine Realisierung in absehbarer Zeit nicht erreichbar ist.

Literaturgeschichtliche Betrachtung von Kleinstformen kann unter diesen Umständen nur bedeuten, daß man einzelne herausragende Punkte und Tra-

<sup>58</sup> Oswald von Wolkenstein (Anm. 39), Nr. 19. Vgl. auch Wernfried Hofmeister, Sprichwortartige Mikrotex te. Analysen am Beispiel Oswalds von Wolkenstein, Göttingen 1990 (GAG 537).

<sup>59</sup> Wolfgang Mohr, Darbietungsformen der Mystik bei Mechthild von Magdeburg, in: Märchen, Mythos, Dichtung (FS Friedrich von der Leyen), hg. v. Hugo Kuhn u. Kurt Schier, München 1963, S. 375–399, bes. S. 390–393.

ditionsstränge genauer beleuchtet, ohne sie von dem breiteren Hintergrund, der notgedrungen im Schatten bleibt, völlig zu isolieren. Dieses Hervorheben impliziert Wertungen, Urteile über die Qualität einzelner Texte und Sammlungen und ein Abschätzen ihrer Aussagekraft im Rahmen übergreifender Fragestellungen. Einige Möglichkeiten literarhistorischen Umgangs mit Kleinstformen möchte ich im folgenden am Beispiel dreier Sammlungen aus den Jahrzehnten um 1500 andeuten. Auf zwei lateinische Sammlungen, die in sich jeweils recht homogen sind, brauche ich nur kurz einzugehen; mehr Aufwand erfordert eine sehr bunte deutschsprachige Sammlung.

1. Erasmus von Rotterdam, ›Parabola e‹. Es handelt sich um eine kleine, 1514 erstmals gedruckte Sammlung von Exzerpten aus antiken Schriftstellern. Exzerptensammlungen und Florilegien hat es von der Antike bis weit in die Neuzeit hinein in großer Fülle und Variationsbreite gegeben. Nicht ganz selten erscheinen dabei die ausgezogenen Textstücke in mehr oder weniger stark bearbeiteter Fassung, da sie als selbständige Kleinsttexte lebensfähig sein müssen. Literarhistorisches Interesse verdienen solche Sammlungen einerseits als Traditionsträger neben und unterhalb der vollständigen Textüberlieferung; so dürfte der Wilde Alexander zwei Vergil-Verse, die in seinem ›Kindheitslied‹ verarbeitet sind, nicht aus einer Vergil-Lektüre, sondern aus einem Florilegium kennengelernt haben.<sup>60</sup> Andererseits spiegeln Florilegien auch die Interessen und das Leseverhalten der Exzerpierenden; besonders eindrucksvoll zeigt sich das in den Hinweisen auf den Nutzen von ›Rapiarien‹ in der Devotio moderna, wo Lesen, Exzerpieren und meditierendes ›Wiederkauen‹ der Exzerpte (*ruminatio*) in den Kontext einer neuen Spiritualität gerückt wurden.<sup>61</sup>

Im Œuvre des Erasmus von Rotterdam, dessen Schulbildung noch von der Tradition der Devotio moderna geprägt war, spielt das Verarbeiten von Lesefrüchten insgesamt eine große Rolle. Zitate und Anspielungen finden sich allenthalben. Aber im Zeichen seiner ethischen, pädagogischen, rhetorischen und philologischen Interessen hat er literarische Kleinstformen auch systematisch gesammelt und in drei Werken von je eigenem Profil herausgegeben. Von zentraler Bedeutung für das Gesamtœuvre sind die ›Adagia‹, Tausende von antiken Sprichwörtern und Redensarten, kommentiert in einer meisterhaften philologisch-moralphilosophischen Essayistik, die ihrerseits zahllose weitere

<sup>60</sup> Franz Josef Worstbrock, Das ›Kindheitslied‹ des Wilden Alexander, in: Medium aevum deutsch (FS Kurt Ruh), hg. v. Dietrich Huschenbett [u. a.], Tübingen 1979, S. 447–465, bes. S. 449–452.

<sup>61</sup> Thomas Mertens, Rapiarium, in: Dictionnaire de spiritualité ascétique et mystique, Bd. 13, Paris 1988, Sp. 114–119; Nikolaus Staubach, Pragmatische Schriftlichkeit im Bereich der Devotio moderna, Frühmittelalterliche Studien 25 (1991), S. 418–461, dort S. 435–439. Zu humanistischen Exzerptensammlungen vgl. Anm. 43.

Proverbien und Zitate verarbeitet. Nur *cum breui commodaque explicatione* sind die ›Apophtegmata‹ von 1531 ausgestattet, d.h. mit knappen Darstellungen der jeweiligen Kontexte der (wiederum ausschließlich antiken) Dicta und mit kurzen Hinweisen auf ihre moralischen und stilistischen Qualitäten.<sup>62</sup> Ganz unkommentiert blieben die ›Parabolaesive similia‹ von 1514, die bescheidenste der drei Exzerptensammlungen. Nur von ihr soll hier die Rede sein.<sup>63</sup>

Es handelt sich um ein Nebenprodukt, das beim exzerpierenden Lesen für die ›Adagia‹ abfiel. Gesammelt sind etwa tausend Vergleiche aus antiken Autoren. Während im größeren Teil der Sammlung beide Seiten des Vergleichs, Bild und moralische Deutung, aus den Quellen stammen, vor allem aus Plutarchs ›Moralia‹ und aus Senecas ›Epistulae morales‹, werden im letzten Teil vor allem aus der ›Naturalis historia‹ des Plinius die *res* als Bilder exzerpiert, die Deutungen aber von Erasmus hinzugefügt. Alle Texte sind sehr knapp gehalten (in der Regel zwischen 1 und 5 Druckzeilen) und strikt auf das *simile* oder *dissimile* ausgerichtet. Trotz dieser Schematik und trotz oft enger Anlehnung an den Wortlaut der Quellen bewährt sich der Stilist Erasmus in beweglicher *brevitas*. Mit gewissem Recht deutet er im Widmungsbrief stolz an, daß er diese Edelsteine nicht nur gefunden, sondern auch angemessen gefaßt habe. Drei Beispiele, eines nach Plutarch, zwei nach Plinius, mögen den Typus illustrieren:

Vt qui personatus in theatrum procedit histrio, sic qui ad rempublicam administrandam accedit, non vt ciuibus prosit, sed sibi gloriam comparet.<sup>64</sup>

Sicuti mundus vndique teres ac rotundus sibi constat, ita sapiens nihil extra se quaerit, seipso contentus.<sup>65</sup>

<sup>62</sup> Das Titelblatt der Erstausgabe sagt es deutlich: *Apophtegmatum, sive scite dictorum Libri sex, ex optimis quibusque utriusque linguae autoribus Plutarcho praesertim excerptorum, cum breui commodaque explicatione, quae tum lucem addit obscuris, tum dicti sensum argutiamque, nonnunquam et usum indicat, per Des. Erasmus Roterodamum. Opus non minus bonae frugis quam uoluptatis allaturum studiosis* (UB Tübingen: Cc 58f.). Zur Tradition vgl. Theodor Verweyen, *Apophtegma und Scherzrede. Die Geschichte einer einfachen Gattungsform und ihrer Entfaltung im 17. Jahrhundert*, Berlin/Zürich 1970 (Linguistica et Litteraria 5), S. 79–108.

<sup>63</sup> *Opera omnia Desiderii Erasmi Roterodami* I.5, Amsterdam, Oxford 1975 (ed. Jean-Claude Margolin); *Collected Works of Erasmus*, Bd. 23: *Literary and educational Writings* 1. *Antibarbari / Parabolaesive similia*, ed. Craig R. Thompson, Toronto/Buffalo/London 1978. Vgl. Jaques Chomar, *Grammaire et Rhétorique chez Erasme*, Paris 1981, Bd. 2, S. 782–803; Lizette Islyn Westney, *Erasmus's Parabolaesive similia: Its relationship to sixteenth century English literature. An English translation with a critical introduction*, Salzburg 1981 (Salzburg Studies in English Literature 100).

<sup>64</sup> *Opera*, S. 96, Z. 13f.; *Works*, S. 135, Z. 18–20. ›Wie ein Schauspieler mit einer Maske ins Theater tritt, so derjenige, der es unternimmt, den Staat zu verwalten, nicht um den Bürgern zu nützen, sondern um für sich Ruhm zu gewinnen.‹

<sup>65</sup> *Opera*, S. 266, Z. 733f.; *Works*, S. 241, Z. 23f. ›Wie die Welt ringsherum rund und kugelig in sich ruht, so sucht der Weise, zufrieden mit sich, nichts außerhalb seiner selbst.‹

Leonis catuli informes nascuntur, vix ingrediuntur semestres, non mouentur nisi bimestres: ita quae egregia futura sunt, sero proueniunt et lentis auctibus absoluuntur.<sup>66</sup>

Literarhistorisches Interesse verdient das kleine Buch erstens als Werk eines bedeutenden Autors, im Hinblick auf dessen philologische Studien, rhetorikdidaktische Interessen, stilistische Fähigkeiten und moralische Ansichten. (Daß das Werkchen 1527 zusammen mit anderen in Paris verurteilt wurde, mag durch einige polemisch pointierte Deutungen verursacht sein.)

Bemerkenswert sind die ›Parabolaes‹ zweitens als Exzerptensammlung völlig neuen Typs, angelegt nach einem relativ streng durchgehaltenen Kriterium rhetorisch-stilistischer Systematik. Das Sammlungsprinzip als solches, die Reihung von Gleichnissen und Vergleichen, dürfte angeregt sein durch den als Schultext verbreiteten und seit 1485/90 vielfach gedruckten ›Liber parabolarum‹ des Alanus ab Insulis.<sup>67</sup> Die Anlehnung bedeutet zugleich Konkurrenz: Gegenüber den gedrechselten Distichen des Alanus bleibt Erasmus bei der beweglicheren, nur versteckt kunstvollen Prosa, und im expliziten Bezug auf identifizierbare antike Quellen gibt er sich bescheidener als philologischer Exzerptor.

Drittens ist die Sammlung durch ihren außerordentlichen Erfolg (30 Auflagen zu Lebzeiten des Erasmus) und durch die intensive Benutzung auch im gehobenen Unterricht stilgeschichtlich wichtig geworden.<sup>68</sup> Ob auch im Gebrauch als Schultext eine Konkurrenz zum älteren Werk des Alanus feststellbar ist, wäre zu prüfen.

Von besonderem Reiz sind die ›Parabolaes‹ schließlich viertens, wenn man sie unter der Perspektive einer Geschichte der moralischen Bildrede betrachtet. Im Ausgreifen auf ›neue‹, vor allem griechische Autoren wird der traditionelle Bilderfundus mit einem Schlag enorm erweitert, z.T. freilich auch antikisiert durch eine ›Anschaulichkeit‹, der in der Gegenwart des Erasmus nichts entsprach (z.B. Maske im Schauspiel). Fast noch bemerkenswerter scheint mir, daß beim neuen Rückgriff auf Plinius alte und ›neue‹ *proprietates* von Tieren völlig unbefangen und ohne Rücksicht auf fest etablierte Deutungstraditionen neu gedeutet werden. Die allegoretische Tradition, die Erasmus zweifellos kannte, wird trotz Nähe im Bildbereich souverän ignoriert.

<sup>66</sup> *Opera*, S. 280, Z. 944–946; *Works*, S. 249, Z. 19–21. ›Die Löwenjungen werden ungestalt geboren, laufen kaum, bevor sie sechs, bewegen sich nicht, bevor sie zwei Monate alt sind; so tritt, was groß werden wird, spät hervor und entfaltet sich in langsamem Wachsen.‹

<sup>67</sup> *Doctrinale minus alias liber parabolarum*, in: *Alani de Insulis doctoris universalis opera omnia*, PL 210, S. 579–594; vgl. Henkel (Anm. 45), S. 215–217.

<sup>68</sup> Vgl. Westney (Anm. 63), S. 17 u. 27–34.

2. Heinrich Bebel's Fazetien (1506–1512).<sup>69</sup> Da die literarhistorische Position der ›Facetiae Bebelianae‹ von der Forschung, insbesondere von Wilfried Barner,<sup>70</sup> sehr gut herausgearbeitet worden ist, kann ich mich auf ein knappes Resümee beschränken, in dem ich nur wenige eigene Akzente setze.

Während Erasmus mit den ›Parabolae‹ einen neuen Typus von Kleinstformen schuf, steht Bebel mit seinen Fazetien in einer klar erkennbaren Gattungstradition. Die Konzentration auf kurze und kürzeste Schwankerzählungen und komische oder witzige Dicta, dargeboten in lateinischer Prosa, hat, auch wenn Bebel den Namen verschweigt, ihr Vorbild zweifellos in Poggios Fazetien. Ja, Bebel's *opusculum adolescentiae* ist im Kontext der im gleichen Band gedruckten ›Proverbia Germanica‹ und mit der häufigen Betonung des schwäbischen Milieus geradezu als ein bewußtes deutsch-schwäbisches Gegenstück zur italisch-römischen *urbanitas* Poggios zu begreifen<sup>71</sup> und reiht sich damit in die Bemühungen deutscher Humanisten ein, die Ebenbürtigkeit deutscher Kultur auf Latein zu demonstrieren. Mit diesem Konzept hat Bebel »der neukonstituierten lateinischen Gattung den eigentlichen Durchbruch in Deutschland« gebracht.<sup>72</sup> Nachahmungen anderer deutscher Humanisten folgten auf dem Fuß. Aber auch die Genese des neuen volkssprachlichen Typus von Sammlungen kurzer Prosaschwänke seit Pauli und Wickram ist wohl nicht ganz ohne das Fazetienmuster zu verstehen, wenngleich da auch andere Traditionen im Spiele sind.

Wie entschieden Bebel an Poggio anknüpft, wird noch deutlicher, wenn man sich vor Augen führt, daß beide aus sehr viel diffuseren Traditionen etwa dasselbe Typenspektrum auswählen und mit vergleichbarem Anspruch in lateinische Prosa fassen. Beide berufen sich zu ihren Rechtfertigungen auf die Antike, einerseits hinsichtlich der Hochschätzung witziger Rede mit Recht, andererseits ist die Fazetie als literarische Gattung »nichtantik«.<sup>73</sup> Wie sehr sich die humanistische Fazetie als Gattung durch auswählende und stilisierende Konzentration definiert, mag der Vergleich mit einer wenig älteren Sammlung zeigen.

Die ›Mensa philosophica‹,<sup>74</sup> erstmals 1479/80 in Köln gedruckt und vielleicht nicht sehr viel früher entstanden, bietet in ihrem 4. Buch viel fazetienartiges

<sup>69</sup> Zur Datierungsproblematik vgl. Bebermeyer in der Einleitung zur Ausgabe (Anm. 8), S. XXVIII.

<sup>70</sup> Barner, Legitimierung, und Barner, Überlegungen, s. Anm. 44. Vgl. ferner Konrad Vollert, Zur Geschichte der lateinischen Facetiensammlungen des XV. und XVI. Jahrhunderts, Berlin 1912 (Palaestra 113); Klaus Graf, Heinrich Bebel (1472–1518). Wider ein barbarisches Latein, in: Humanismus im deutschen Südwesten. Biographische Profile, hg.v. Paul Gerhard Schmidt, Sigmaringen 1993, S. 179–194.

<sup>71</sup> Barner, Überlegungen (Anm. 44), bes. S. 304.

<sup>72</sup> Ebd., S. 295f.

<sup>73</sup> Ebd., S. 292.

<sup>74</sup> Vgl. Anm. 47.

Material für den Gebrauch bei Tischgesprächen (vgl. dazu in Bebel's Widmungsepigramm *solus ego mensis laetitiaeque cano*). Bebel hat die ›Mensa philosophica‹ sehr wahrscheinlich gekannt und benutzt. Aber die ›Mensa‹ wirkt viel ›mittelalterlicher‹ als Poggio und Bebel – oder sollte ich sagen: viel weniger literarisch gestaltet? Auf Exzerpte aus antiken Witz- und Scherztheorien folgen, nach Ständen geordnet, kürzeste Erzählungen. Die meisten von ihnen sind mehr oder weniger witzig, aber aus dem breiten, überwiegend mittelalterlich-lateinischen Traditionsstrom, der da verarbeitet wird,<sup>75</sup> ist das Komisch-Witzige nicht mit der gleichen Konsequenz herausgefiltert wie bei Poggio und Bebel; immer wieder finden sich auch moralische Exempla oder geistliche Wundergeschichten dazwischen. Außerdem fehlt das sprachlich-stilistische Interesse, das die humanistische Fazetie auszeichnet, der Anspruch kultivierter Eloquenz *etiam levioribus in rebus*.<sup>76</sup> Der Unterschied ist nicht immer gravierend. In einer kleinen Folge von Fazetien, die Bebel wahrscheinlich aus der ›Mensa philosophica‹ übernommen hat, brauchte er nur durch einzelne klassische Sprachformen oder durch Umsetzung direkter in indirekte Rede einzugreifen, um ein den eigenen Ansprüchen genügendes Latein zu erreichen.<sup>77</sup> Instruktiver ist vielleicht das folgende Beispiel, obwohl Bebel hier einen Vermittler vorschickt:

Mensa philosophica IV 29b: Dominus Albertus dixit cuidam canonico Coloniensi redeunti de curia cum dispensatione de pluribus beneficiis: ›Vos prius potuistis ire in infernum sine licentia, nunc ibitis illuc cum dispensatione.‹

Bebel I, 105: Albertus Magnus Suevus, omnium recte philosophantium princeps, cuidam canonico Coloniensem Agrippinam cum dispensatione a curia cum pluribus beneficiis redeunti dixit: ›Potuisti prius ire ad inferos sine licentia; nunc ibis illuc cum dispensatione.‹ (Ut utar verbis illius, qui hoc ad me scripsit).

Hier werden durch die anderen Attribute des Albertus Magnus Regionalstolz und Bildungsbewußtsein akzentuiert, und die anderen Bezeichnungen für Köln und für die Hölle stilisieren aufs antike Latein hin. Ob nun die Berufung auf den Wortlaut eines Vermittlers hier tatsächlich anzeigt, wie Bebel zu der Anekdote gekommen ist, oder nicht, sie entspricht jedenfalls einem typischen Sprachgestus: Wo er unklassisches zeitgenössisches Latein verwendet, macht Bebel gerne darauf aufmerksam: I,106 *apud priorem (quem vocant)*; I,65 *quos nostri stationarios vocant*; III,110 *tutelares sancti (quos patronas vocant)*; und so weist

<sup>75</sup> Vgl. Thomas F. Dunn, The Facetiae of the Mensa philosophica, St. Louis 1934 (Washington Univ. Studies NS, Language and Literature 5); Ergänzungen in der geplanten Ausgabe (Anm. 47).

<sup>76</sup> Poggio Bracciolini, Facezie. Con un saggio di Eugenio Garin. Introduzione, traduzione e note di Marcello Cicuto, Milano 1983, S. 110; vgl. Barner, Überlegungen (Anm. 44), S. 293.

<sup>77</sup> Bebel I, 32–35, vgl. Mensa philosophica IV 17f, 12c, 17d, 17e.

er hier darauf hin, daß die Bedeutung von *dispensatio* nicht der im klassischen Latein entspricht. Man wird solche Wendungen nicht als Eingeständnis des Mißlingens klassischer Latinität bei unklassischen Themen abtun dürfen. Während Bebel im hohen Stil kompromißlos versucht, klassisches Latein durchzusetzen bis hin zur sprachlichen und metrischen Korrektur etablierter kirchlicher Hymnen, erlaubt ihm der komisch-satirische Stil mehr an Sprachspannungen; und so kann er seine eigentliche literarhistorische Leistung bis in den einzelnen Text hinein sprachlich präsent halten: ob er wie hier aus mittellateinischen Vorlagen schöpft oder wie in der Fabel von der Tierbeichte aus deutscher schriftlicher Literatur (I,26 *Ex Hugone Trimpergio, egregio in vernacula nostra poeta*) oder wie sicher häufig aus deutscher oder lateinischer Mündlichkeit, immer handelt es sich um eine Transposition auf eine andere sprachlich-literarische Ebene;<sup>78</sup> und dies bringen solche den Ausdruck relativierenden Floskeln dem Leser immer wieder gezielt ins Bewußtsein.

3. Die große Wolfenbütteler Priamelhandschrift. Der cod. 2.4 Aug. 2° der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel, eine großformatige, sorgfältig angelegte und schön geschriebene Handschrift, ist um 1492 in Nürnberg entstanden.<sup>79</sup> Er ist das umfassendste Sammelbecken deutschsprachiger Kleindichtung des späten Mittelalters: Über tausend Textstücke<sup>80</sup> sind von einem einzigen Schreiber aufgezeichnet, säuberlich durch mehrzeilige Abstände voneinander getrennt; keiner der Abschnitte ist kürzer als vier, die meisten sind nicht länger als dreißig Reimpaarverse. Geplant war von Anfang an ein geistlicher und ein weltlicher Teil. Als sich der geistliche auswuchs und eine ursprünglich selbständige Handschrift mit Boners Fabeln einbezogen werden sollte, wurde der weltliche Teil mit eigenem Inhaltsverzeichnis vorangestellt. Die Trennung nach geistlichen und weltlichen Gedichten ist jedoch nicht konsequent durchgeführt.

Ansatz und Kern der Sammeltätigkeit bildeten offensichtlich Rosenplütsche Priameln, von ihnen ist beim Versuch einer literarhistorischen Perspektivierung auszugehen. Das Priamel – hier als geschichtlich abgrenzbare Gattung verstan-

<sup>78</sup> Vgl. im Widmungsbrief zum ersten Buch: *quas summa cum difficultate ad latinum eloquium commutavi*, Bebel (Anm. 8), S. 4.

<sup>79</sup> Im folgenden beziehe ich mich auf eine Fotokopie der Handschrift und auf Euling (Anm. 25), der die nicht publizierten Texte der Handschrift abgedruckt hat. Forschungsliteratur und weitere Hinweise zur Beschreibung der Handschrift bei Kiepe (Anm. 11), S. 15–18 u. 362–366.

<sup>80</sup> Die äußere Gliederung markiert Zyklusbildungen in der Regel nicht, zergliedert mehrfach Texte nach Strophen oder Abschnitten und faßt andererseits bei den Exzerpten z.T. auch Verschiedenartiges in einem Abschnitt zusammen. Ich zitiere nach der Zählung Eulings (Anm. 25), der die Boner-Handschrift mitzählt und bei Nr. 738, 813 und 1023 zahlreiche Abschnitte der Handschrift unter einer Nummer zusammenfaßt.

den<sup>81</sup> – ist in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts in Nürnberg geprägt worden, vorwiegend offenbar durch den Handwerkerdichter Hans Rosenplüt, dessen Anteil an den überlieferten Texten allerdings schwer abzugrenzen ist. Auch die Überlieferung bleibt weitgehend auf Nürnberg konzentriert. Trennt man (wie mir notwendig zu sein scheint) die kontrovers diskutierte Frage nach der ursprünglichen Bedeutung des Wortes *priamel* von der Frage nach dem Ursprung des Texttypus ab, so stellt sich das Nürnberger Priamel als literarisierte Variante zu schlichteren, der Mündlichkeit nahestehenden Spruchtypen dar. Die vorherrschende Bauform, eine Reihung verschiedener, oft disparat scheinender Glieder, die dann doch, meist am Schluß, in einem Gedanken zusammengeschlossen werden, läßt sich jedenfalls am ehesten als Ausbau von Vierzeilertypen verstehen, wie sie Euling<sup>82</sup> in historisch und geographisch breiter Streuung nachgewiesen hat. Diesen schlichteren Typen gegenüber sind die Rosenplütschen Priameln in dreierlei Hinsicht elaboriert: 1. Die Zahl der Verse (und damit die Zahl der gereihten Glieder) ist erhöht; 12 und 14 Verse sind besonders häufig, doch können auch Priameln zwischen 8 und 24 Versen noch als typisch gelten. 2. Durch die Bildung von Zyklen von bis zu acht Priameln werden auch größere Zusammenhänge thematisierbar; die Selbständigkeit des Einzeltextes bleibt dabei jedoch immer gewahrt. 3. Die Thematik wird auf moralische und geistliche Belehrung, Ständedidaxe, Hausstand- und Gesundheitslehre erweitert und konzentriert, z.T. sogar in Anlehnung an pragmatisches Prosaschrifttum; dennoch herrscht durch die bevorzugte *Wer-der*-Struktur gnomische Diktion vor, und die Belehrung wird hinter dicht gedrängten, oft amüsanten Bildern richtigen oder verkehrten Verhaltens versteckt, manchmal wohl auch vergessen.

Ein Beispiel, für das Euling geistliche Lehrtraditionen als Hintergrund nachgewiesen hat, möge den Typus veranschaulichen.<sup>83</sup> Während das Vorbild einfach verschiedene mögliche Gründe anführt, weshalb ein Priester als Beichtvater ungeeignet sein kann, häuft das Priamel durch *und*-Verbindungen alle diese Möglichkeiten auf das grotesk-satirische Bild eines einzigen inkompetenten Priesters:

Welcher prister zu krank ist und zu alt,  
Der nicht het pabst oder pischoffs gewalt,  
Und selten in den püchern list,

<sup>81</sup> Vgl. dagegen den überhistorisch-morphologischen Priamelbegriff oben S. 5. Die folgende Darstellung stützt sich vor allem auf Euling (Anm. 12) und Kiepe (Anm. 11) und kommt auf die kontroversen Fragen nur am Rande zu sprechen. Vgl. ferner Ingeborg Glier, Rosenplüt, Hans, in: <sup>2</sup>VL Bd. 8, 1992, Sp. 195–211.

<sup>82</sup> Vgl. Anm. 12.

<sup>83</sup> Euling (Anm. 12), S. 502f.

Und albeg gern trunken ist,  
 Und in der geschrift ist übel gelert,  
 Und an seim hirn ist versert,  
 Und nie kein predig hat getan,  
 Und darzu ist in des pabsts pan,  
 Und an der peicht seß und slief  
 Wann man im peicht von sünden tieff,  
 Und nit west was ein todsünd wer:  
 Der wer nit ein gutter peichtiger.

Zu diesem Priamel gibt es eine Kontrafaktur von hintersinniger Ambivalenz:<sup>84</sup>

Von einem guten peichtiger.  
 Welcher priester sich eins solchen vermeß,  
 Das er ein jar an eim scholder seß,  
 Und auch ein jar wer ein padknecht,  
 Und ein jar ein pütel und püt auß recht,  
 Daran man mangerlai abertewr spürt,  
 Und auch ein jar ein plinten fürst,  
 Und ein jar ein freiheitsweiß umb lieff,  
 Und alle nacht in der padstuben slieff,  
 Und ein jar ein wirt wer in eim frauen hawß:  
 Do würt gar ein guter peichtiger aus.

Ob man die Schlußzeile ernst nehmen und damit dem Beichtvater Erfahrungen auch außerhalb stadtbürgerlicher Rechtschaffenheit wünschen soll oder ob sie, im Hinblick auf die wünschbare Reinheit des Priesters, nicht doch eher ironisch zu verstehen ist, läßt sich kaum sicher entscheiden, ist vielleicht auch nicht so wichtig, weil es letztlich auf den Effekt der überraschenden Konfrontation gegensätzlicher Sphären ankommt.

Der Typus des Rosenplütschen Priamels steht als Literarisierungsprodukt nicht allein. Im selben Umkreis der Nürnberger Handwerkerdichtung sind, in Anlehnung an und in kontrafaktischem Rückbezug auf mündliche Kleinstformen, auch derb-komische und geistlich-didaktische Wein-, Bier- und Metgrüße<sup>85</sup> und Klopf-an-Sprüche<sup>86</sup> entstanden. Und auch das Fastnachtspiel, zu dem es von den Priameln aus manche Beziehungen gibt, läßt sich ja teilweise als Literarisierungsprodukt improvisierend mündlicher Darbietungen verstehen.

<sup>84</sup> Ebd., S. 503; *scholder*: Glücksspiel, oft in eigenen Spielstuben betrieben, wobei dem Besitzer ein Anteil an den Gewinnen zustand.

<sup>85</sup> Maschek (Anm. 41), S. 220–236.

<sup>86</sup> Hans Folz, *Die Reimpaarsprüche*, hg. v. Hanns Fischer, München 1961 (MTU 1), S. 298–309.

Die Rosenplütschen Priameln werden nun seit ca. 1460 schriftliterarisch überliefert, vorwiegend in Nürnberg. In der Geschichte der Priamelsammlungen steht die Wolfenbütteler Handschrift 2.4 Aug. 2°, die hier betrachtet werden soll, zeitlich und stemmatisch<sup>87</sup> schon ein gutes Stück weit von den ältesten Handschriften ab, und sie spiegelt eine veränderte literarhistorische Situation. Während in den älteren Handschriften z.T. der Kontext mit Rosenplütschen Dichtungen anderer Gattungen gewahrt ist, haben hier die Priameln den Anstoß und weithin auch den quantitativen Maßstab gegeben für ein umfassendes Sammeln von allerlei Kleindichtung verschiedenster Provenienz, Kleindichtung, die dann vom Schreiber ebenfalls *priamel* genannt worden ist.

Auf die bunte Vielfalt der Themen, Typen und Provenienzen des gesammelten Materials hat vor allem Euling in der Einleitung zu seiner Ausgabe hingewiesen.<sup>88</sup> Ich möchte hier nur einiges akzentuieren und ergänzen.

Der durch das ›Priamelmaß‹ gegebene Umfang der Abschnitte wird am entschiedensten von manchen der zahlreichen Freidank- und ›Renner‹-Exzerpte überschritten. Einzelne Abschnitte umfassen da sogar über 200 Verse. Aber über die innere Struktur der Exzerpte sagt die äußere Gliederung nicht allzuviel aus. Bei Freidank liegt der Charakter einer Reihung kleiner und kleinster Einheiten ohnehin offen zutage. Doch auch Hugos von Trimberg ›Renner‹ ist ein locker gefügtes Werk; auf weite Strecken sind in ihm kleinräumige Mahnungen und Reflexionen, Autoritätensprüche (darunter häufig Freidank) und Exempla nur lose und assoziativ verknüpft. In den hier vorliegenden Exzerpten finden sich zahlreiche Bispel, aber auch – oft gekürzt – relativ selbständige direkt-didaktische Passagen, mit Vorliebe solche, die irgendwie (z.B. durch Anaphern) formal hervorgehoben sind. Über vierzig Verse geht der ›Atem‹ solcher Passagen selten hinaus. Besonders kleinteilig hat der Exzerptor, der wohl eine Überlieferungsstufe vor dem Sammler/Schreiber des Wolfenbütteler cod. 2.4 Aug.2° anzusetzen ist,<sup>89</sup> bei Nr. 462f. gearbeitet:<sup>90</sup> Nr. 462: 20117–134 Bispel: Wie der Krebs Muscheln fängt, so der Teufel Seelen; 22023–034 Säumigkeit beim Gottesdienst; 22043–046 Trägheit; 22623–630 Ein *frum man* gönnt seinesgleichen Gutes; 22839–870 Verschiedene Gründe, Sünde zu meiden; 23257–260 Gottes Gnade; 23317–322 Vergänglichkeit unseres Lebens; 23367–376 Elend dieses Lebens; 23413–418 Wohl den Seligen! 23437f. Genug ist besser als zu viel; 23455–458 Wenn ich bedenke, was ich bin, was ich war und was ich sein werde. . . ; 23597–600 Ein tierhafter Mensch versteht nicht Gottes Geist; 23609–622 Priamelähnliche Verse von unsinnigen Unterfangen, Mahnungen Davids und Se-

<sup>87</sup> Vgl. Kiepe (Anm. 11), S. 82–98.

<sup>88</sup> Euling (Anm. 25), S. IXf., XIII–XVIII.

<sup>89</sup> Dafür spricht neben einigen Fehlern die Tatsache, daß bei Nr. 463 die Überschrift ein zusammenhängendes Exzerpt zerreißt (vgl. unten).

<sup>90</sup> Verszahlen nach Ehrismann (Anm. 24). Die folgende Zusammenstellung scheint mir nicht überflüssig zu sein, da aus Eulings (Anm. 25) Angaben nicht ersichtlich ist, welche ›Renner‹-Verse folgen.



necas; 23670–674 Alle Lebewesen fürchten den Menschen; 435–446 Mädchen nicht zu früh verheiraten!

Nr. 463: 447–462 Lob der guten Ehefrau; 15479–490 Jeremias über die Schlechtigkeit der Menschen; 15499–506 Voraussetzungen der Freundschaft; selig, wer *vertragen* kan; 15509–514 Treue ist besser als Reichtum, Ruhm und Macht; 15523–528 Verletzlichkeit des Menschen; 15533–536 *Milte* und *kerge*; 16237f. Alle Menschen verschieden; 16313–320, 16329–334 Arme-Leute-Schinder wie Insekten; 16425–428 Was hilft Verstand bei Armut? 16451–456 Glück der Ungerechten vor dem Fall; 16545–548 Junge und Alte als Freunde behalten; 16943–950 Über Bettler; 17011f. Freundes Rat; 17017f. Achtet auf die Welt und den Weg zum Himmel! 17077–092 Hochschätzung der Laster in der Welt (alle Verse mit Reimen auf *-eyt*); 17263–284 Unbeständigkeit des Glücks; 17351–362 Wir lieben Gut und Laster mehr als Gott und Ehre, sind Gott undankbar und dienen dem Teufel; 17365–374 Nicht verzweifeln! 17409f. Keine Ehrfurcht in der Jugend, keine Tugend im Alter; 17481–484 Goldene Mitte; 17491f. Rat aufgrund von Erfahrung; 17523–526 Die Klugheit eines Armen wird nicht anerkannt; 17743–756 Macht der Worte; 17769–776 Wert wahrer und guter Worte; 17778f. Am höchsten gilt das Wort des Priesters bei der Eucharistie; 17807–812 Alles Gute wird gescholten; 17977f., 17981f. Wille, *kunst* und Macht; 18047f. Erzwungenes wird nicht gut; 18065–072 Wir kämen gern in den Himmel und handeln nicht danach; 18193–196 Wer zuviel begehrt, nimmt Gottes Liebe nicht wahr; 18199–206 Priamelartig: Wer . . . bedenkt, hütet sich vor Missetat.

Das Beispiel mag zeigen, wie nahe Großdidaktik und spruchartige Klein- und Kleinstformen beisammen liegen. Die meisten der hier exzerpierten Versgruppen könnten sehr gut als eigenständige Texte existieren.

- In großem Umfang sind Vierzeiler aufgenommen, die ja fast allenthalben verbreitet sind. Aus dem Bereich der allgemeinen und der Stände-Didaktik nenne ich nur einige Serien: Zwei Reihen von Autoritätensprüchen (Nr. 790–811 und 945–954)<sup>91</sup> eine Auswahl aus dem ›Cato‹ (Nr. 955–1018), eine Reihe über Dienstboten (Nr. 196–205) und eine mit Ermahnungen verschiedener Stände (Nr. 217–226). Bei der zuletzt genannten Serie handelt es sich, wie Kiepe gezeigt hat,<sup>92</sup> um die Variante eines älteren in einer Augsburger Handschrift überlieferten Gedichts, eine Bearbeitung, die im einzelnen etwas gewaltsam auf Vierzeilerumfang kürzt, das Spektrum der Stände aber für städtische Gegebenheiten ausdifferenziert. Um den von Rosenplüt verschiedenen didaktischen Ton zu illustrieren, zitiere ich zum Vergleich mit dem oben (S. 27f.) angeführten Priamel die Verse über die Priesterschaft (Nr. 217):

Priesterschaft, halt den glauben, seyt an meil,  
wan opfer und zehent und manicher erbteil  
nucz ir. drum lert, strafft und weyst  
das volck: so wert jr mit jn gespeyst.

<sup>91</sup> Vgl. Holtorf/Gärtner (Anm. 56).

<sup>92</sup> Kiepe (Anm. 11), S. 262–264.

- Als Nr. 250–273 findet sich eine Folge von Rätseln und Fragen, größtenteils Vierzeiler nach der Tradition der ›Joca monachorum‹, die hier erstmals in größerer Zahl in deutsche Verse umgesetzt sind.<sup>93</sup> Aufgabe und Lösung sind jedoch durch das Schriftbild und teilweise auch durch Reimbindung so eng zusammengedrückt, daß an praktischen Gebrauch als Aufgabenspiel offenbar nicht mehr gedacht ist, sondern die Frage nur noch als paradoxe Pointe eines Spruchs erscheint, so z.B. in Nr. 251:

Wie Adam wurd gemacht us erden.

Wer ist gestorben und nit geporen?  
das ist Adam gar außerkoren.  
den machet Got der her aus erden,  
zü erden er widerumb müst werden.

- Während in den Rosenplütschen Priameln die Themen Frauen, Liebe, Ehe überwiegend im Sinne häuslichen Ehefriedens angesprochen sind,<sup>94</sup> greifen die hinzukommenden Texte der Wolfenbütteler Handschrift weiter aus. Der weltliche Teil beginnt gleich mit einer Erzählung (24 Verse) *wye ein weip denn Sampson efft* (Nr. 104). Nr. 281 verspottet höfisches Minneschmachten; eine dialogische Spruchfolge setzt sechs Minnefarben und die Macht des Pfennigs gegeneinander (Nr. 606–611);<sup>95</sup> überwiegend derb ist in Nr. 325–331 von Frauen, Liebe und Sexualität die Rede; und Nr. 280 verheißt gar in einer langen Reihe von Variationen (42 Verse) demjenigen Gottes Lohn, der sein Weib prügelt: [. . .] *Schlecht er sy denn mit einem pengel, So ist er vor got ein ertzengel, Schlecht er jr den ein aug aüs, So kumpt er in vnser frauen haus* [. . .]. Aber kurz davor finden sich auch fünf Liebessprüche in Ich-Form (Nr. 274–278, je 10 Verse<sup>96</sup>).
- In einer Spruchreihe, für die Kiepe Augsburger Provenienz vermutet, kommen geschichtliche Exempla in den Blick (Nr. 292–321, überwiegend 8 Verse).<sup>97</sup>
- Auch pragmatische Merk- und Lehrgedichte fehlen nicht: Gesundheitsregimen (Nr. 522), Temperamente (Nr. 530–533), Aderlaßregeln nach den Tierkreiszeichen (Nr. 1023), Cisiöianus (Nr. 780),<sup>98</sup> Beginn der Jahreszeiten (Nr. 782) und Bauernregeln (Nr. 457). An der Grenze zum bloßen Scherz steht ein Rezept, das noch heute als Kindervers verbreitet ist:<sup>99</sup> *Wer ein gutes müß wil machen, Der mus es tun aus sibem sachen* [. . .] *Und saffran dran: so wiert es gell* (Nr. 562; wohl nicht zufällig hinter einem

<sup>93</sup> Vgl. Tomasek (Anm. 20), Kapitel VII C.

<sup>94</sup> Vgl. Euling (Anm. 12), S. 554–557.

<sup>95</sup> Vgl. Kiepe (Anm. 11), S. 262.

<sup>96</sup> In Nr. 274, einem Liebesgruß, der die sieben Artes in den Dienst der Liebesbeteuerung stellt, fehlt die Zeile mit der Geometrie.

<sup>97</sup> Vgl. Kiepe (Anm. 11), S. 251–254.

<sup>98</sup> Bearbeitung eines Textes Heinrichs des Teichners, vgl. Arne Holtorf, ›Cisiöianus‹, in: <sup>2</sup>VL Bd. 1, 1978, Sp. 1285–1289, dort Nr. 10.

<sup>99</sup> Vgl. Wilhelm Wackernagel, Kochbuch von maister Hannsen des von Wirtenberg koch, ZfdA 9 (1853), S. 365–373, dort S. 367, und Volker Zimmermann u. G. Keil, Meister Hans, in: <sup>2</sup>VL Bd. 3, 1981, Sp. 440f.

Spruch, der einen Ritter, der nicht kämpft, mit einer guten Käsebrühe vergleicht: *Do ist ye nit mer lobes an Den die gelben sparn und der saffran*, Nr. 561).

- Eher vereinzelt finden sich dagegen reine Spiel- und Scherzverse, so ein Wortspiel über *mus* (»muß«, »Muße« und »Mus«): *O mus und mus und aber mus* [. . .] (Nr. 421); oder eine lateinisch-deutsche Steigerungsübung übers Trinken und Zahlen: *Est bona vox, heist: pring wein! Melior heist: schenck ein!* [. . .] (Nr. 412).
- Erzählende Formen sind vor allem durch Bispel vertreten. Ausführlicheres Erzählen kommt dabei selten auf. Als schwankhaftes Märe hat Fischer nur einen Text anerkannt: Nr. 535 »Des Weingärtners Frau und der Pfaffe« (86 Verse).<sup>100</sup> Eher ins Bild der Sammlung paßt ein Kurzschwank (Nr. 289): Als einer in der Beichte Sünden der Unkeuschheit beichtet, weint der Priester immer heftiger; auf die Bitte des verunsicherten Sünders um Absolution sagt er endlich, er weine nur, weil er all das nicht mehr tun könne; beichten müsse man das nicht, *wan es puesset sich als selber wol* (32 Verse). So eine Erzählung könnte, in lateinische Prosa umgesetzt, gut in Bebel's Fazetien stehen.<sup>101</sup> Hier aber bleibt der Texttypus doch vereinzelt.
- Ganz entschieden greift die Sammlung schließlich in verschiedene geistliche Texttraditionen aus. Daß der weitverbreitete »Spruch der Engel«<sup>102</sup> nicht fehlt, überrascht nicht. Bemerkenswerter scheint mir anderes: An lateinische Dichtungen lehnen sich an eine weitverbreitete Reimparaphrase von »Ave praeclara maris stella«,<sup>103</sup> ein ebenfalls verbreitetes Glossengedicht zum »Salve regina«<sup>104</sup> und die Verübertragung eines »Psalterium de Passione Domini« in 150 Vagantenstrophen;<sup>105</sup> dabei sind die beiden längeren dieser Gedichte durch Zwischenüberschriften und mehrzeilige Abstände in viele kurze Einzeltexte aufgelöst. Prosagebetszyklen bilden den Hintergrund von Gebetsgedichten zu Christi Leiden nach den Tagzeiten (Nr. 685–699), zu Maria und verschiedenen Heiligen (Nr. 702–737) und zu Rosenkranzklauseln mit Einleitung und Schlußgebet (Nr. 833–888).<sup>106</sup> Am erstaunlichsten aber scheint mir, daß die

<sup>100</sup> Hanns Fischer, *Studien zur deutschen Märendichtung*, 2. Aufl. besorgt v. Johannes Janota, Tübingen 1983, Nr. 138.

<sup>101</sup> Ähnlich ist Bebel (Anm. 8), I, 51, S. 24.

<sup>102</sup> Nr. 900; vgl. Gisela Kornrumpf, »Spruch der Engel *Uns engel wundert all geleich*«, in: <sup>2</sup>VL Bd. 9, Lieferung 1, 1993, Sp. 180–186, dort II.

<sup>103</sup> Nr. 738; weitere Überlieferung s. Walther Lipphardt, »Ave praeclara maris stella« (deutsch), in: <sup>2</sup>VL Bd. 1, 1978, Sp. 568–570, Nr. 5; ferner: Rudolf Wolkan, *Hohenfurter Mariensequenz*, *Mitteilungen des Vereines f. Gesch. der Deutschen in Böhmen* 33 (1895), S. 395–399; und Berlin, Ms. germ. oct. 19, 62<sup>v</sup>–68<sup>v</sup>.

<sup>104</sup> Nr. 893; weitere Überlieferung s. B. Wachinger, »Salve regina« (deutsch), in: <sup>2</sup>VL Bd. 8, 1992, Sp. 552–559, dort Sp. 556, Nr. 7.

<sup>105</sup> Nr. 813; vgl. *Analecta hymnica*, Bd. 35, Leipzig 1900, S. 26–43. Die Übersetzung, deren Vorlage der Handschrift D des lateinischen Textes nahegestanden sein dürfte, kommt auf 152 Strophen, weil zweimal Alternativstrophen zusätzlich aufgenommen sind.

<sup>106</sup> Vgl. Karl Joseph Klinkhammer S. J., *Adolf von Essen und seine Werke. Der Rosenkranz in der geschichtlichen Situation seiner Entstehung und in seinem bleibenden Anliegen*, Frankfurt a.M. 1972 (*Frankfurter theologische Studien* 13); mit den dort S. 193–259 abgedruckten frühen Rosenkranz-Klauseln gibt es zwar zahlreiche Parallelen, aber keine völlige Übereinstimmung.

Handschrift auch die Versifikation einer geistlichen Prosaspruchsammlung aus mystischer Tradition enthält (Nr. 644–683); erstaunlich deshalb, weil der Abstand der Gebrauchssphären hier besonders groß zu sein scheint und weil die Versifikation einen bewußten Akt der Transposition in eine andere literarische Sphäre bedeutet. Fehler sprechen dafür, daß der Schreiber die Versfassung schon vorgefunden hat. Es handelt sich jedenfalls um eine Auswahl aus der relativ breit überlieferten Spruchsammlung, die unter dem Namen des Engelhart von Ebrach (der nur der Schreiber einer der Handschriften war) bekannt ist.<sup>107</sup> Auch wenn die spezifischen Probleme der mystischen Unio in den versifizierten Stücken nicht angesprochen sind, werden doch Nöte der Heilungewißheit und Gottesferne, demütiges Hoffen auf die Heilswirkung von Armuts- und Leidensaskese und Innigkeit der Gottesliebe mit einer Intensität artikuliert, die im Rahmen einer Sammlung, die sonst eher das Handfeste bevorzugt, überrascht. Für die Form der Umsetzung gebe ich nur ein Beispiel:<sup>108</sup>

Wie got spricht zû der geminntn sele

Disew wort spricht got zû der geminntn sele. Ein bilde miner ewigen gotheit. vnd ein spiegel miner heiligen driualtigkeit daz bist dû liebe sele min. wanne sich min gotheit neiget dar in. Dû bist miner klaren gotheit ein spiegel. wanne ich gewan nie creature lieber. Dû bist min ebenmaze. wanne dû alle dink durch minen willen lezest. Minne mich als ich dich. wanne niemand mag erfüllen dich danne ich. Ich gab minen lip und min blût für dich. daz ich mit mir selber erfüllet vnd gewert dich.

Wie Got spricht zu der frumen sell.

Got spricht zu der fromen jnigen sell  
 »dû pist ein pild meiner gotheit wel,  
 ein spiegel meiner heyligen driualtigkeyt.  
 dir zu hilf pin ich bereyt.  
 du pist, liebe sel, ein truh und schreyn  
 do sich mein gotheit neiget ein.  
 du pist meiner claren gotheit subtil,  
 kein creatur mir pas gefiel.  
 jch fug dich zu meinen lieben ebengenossen.  
 dû hast alle ding durch mich gelossen.  
 jch lieb dich und dû ewig mich,  
 wan nymant mag erhothen dich.  
 wan ich gab umb dich mein fleisch und plüt.  
 das selb dich ewig erhothen tüt.«

<sup>107</sup> Vgl. Volker Honemann, *Engelhart von Ebrach*, in: <sup>2</sup>VL Bd. 2, 1980, Sp. 555f.; ders., Hermann von Linz, in: <sup>2</sup>VL Bd. 3, 1981, Sp. 1071f.; Peter Ochsenbein, *Die Offenbarungen Elsbeths von Oye als Dokument leidensfixierter Mystik*, in: *Abendländische Mystik im Mittelalter. Symposium Kloster Engelberg 1984*, hg. v. Kurt Ruh, Stuttgart 1986, S. 423–442, dort S. 428; Betty C. Bushey, »Sprüche der fünf Lesemeister« I und II und verwandte Texte, in: <sup>2</sup>VL Bd. 9, Lieferung 1, 1993, Sp. 192–195.

<sup>108</sup> Nr. 669; die Prosa zitiert nach München, Cgm 176, 16<sup>v</sup>.

Die außerordentliche Vielfalt der Texte läßt über die grobe Gliederung in geistlich und weltlich hinaus kein thematisches Konzept des Sammelns erkennen. Aufgenommen wurde offenbar alles, was erreichbar war, einziges Auswahlprinzip scheint der kleine Umfang der Texte und Textabschnitte gewesen zu sein. Diesen kleinen und kleinsten Formen aber wurde mit sorgfältiger Schrift, Rubrizierung, Abständen und Registern bemerkenswert viel buchtechnische Aufmerksamkeit zuteil.

Hansjürgen Kiepe hat sogar gemeint, die auffälligen Abstände zwischen den Texten seien für Bilder vorgesehen gewesen.<sup>109</sup> Ich kann das nicht glauben. Ansätze zu einer Illumination wie Skizzen oder Bildvorschriften finden sich nirgends. Und selbst wenn zu Beginn des Schreibens der Plan einer Bebilderung bestanden haben sollte, wäre er schnell an seine Grenzen gestoßen: Eine solche Fülle von Bildern hätte einen enormen Aufwand bedeutet, und die Mehrzahl der Texte konnte kaum ikonographische Muster evozieren. Die großen Abstände aber sind durch die ganze Handschrift gleichmäßig durchgehalten. Wenn man nicht annehmen will, daß der Schreiber Platz verschwenden wollte, weil er nach Seiten bezahlt wurde, kann man sie wohl nur verstehen als Hinweise auf die Selbständigkeit der Texte und Textstücke.

Wie viel an literarischen Klein- und Kleinstformen dem Sammler erreichbar war, ist erstaunlich. Kiepe<sup>110</sup> hat für mehrere Texte auf bebilderte Einblattdrucke als Vorlagen geschlossen. Hinsichtlich der Bilder wäre ich vorsichtiger; die angeführten Textmerkmale zeigen bestenfalls, daß eine Illumination möglich war, nicht, daß es sie wirklich gegeben haben muß. Aber daß unter den Vorlagen auch Gedrucktes war, ist kaum zu bezweifeln. Den entscheidenden Unterschied zwischen der literarhistorischen Situation Rosenplüts und der eine Generation später ebenfalls in Nürnberg entstandenen Wolfenbütteler Priamelhandschrift sehe ich jedenfalls in einem Ausgreifen auf vielerlei Traditionen. Daran, daß diese verfügbar waren, mag ein höherer Bildungsstand des Sammlers Anteil haben.<sup>111</sup> Erheblich war aber sicher auch eine vermehrte Präsenz volkssprachlichen Schrifttums, zu der der Buchdruck wesentlich beigetragen hat. Rosenplüt war demgegenüber noch in eine begrenztere mündlich-schriftliche Mischkultur eingebunden. Noch im Literarisierungssprung ist bei ihm der Kontakt mit mündlichen Spruchtraditionen zu spüren, und wenn es auch keinen Beleg für mündlichen Vortrag von Priameln durch professionelle Sprecher gibt,<sup>112</sup> läßt doch der Rosenplütsche Typus in ganz anderer Weise zum Dekla-

<sup>109</sup> Kiepe (Anm. 11), S. 27–29.

<sup>110</sup> Ebd., S. 233–273.

<sup>111</sup> Er gehörte freilich sicher nicht zur Schicht derer, die eine gründliche lateinische Schulung genossen hatten, auch wenn er mit dem Schreiber, dessen Latein notorisch mangelhaft war, nicht identisch sein sollte.

<sup>112</sup> Kiepe (Anm. 11), S. 10–15.

mieren oder Vorlesen ein als vieles, was sich in der jüngeren Sammlung findet. Diese zeigt in ihrem fast chaotischen Reichtum Chancen und Gefahren einer breiten Verfügbarkeit schriftliterarischer Traditionen gerade bei den kleinen Formen. Wer da nicht die gestaltende Souveränität eines Bebel oder eines Erasmus besaß, geriet allzu leicht ins bloße Aufhäufen. Immerhin verdanken wir dem Sammlerfleiß, der hinter der großen Wolfenbütteler Priamelhandschrift steht, einen instruktiven Querschnitt durch die Fülle literarischer Klein- und Kleinstformen, die es im deutschen Spätmittelalter gab, einen Querschnitt, der die besondere Leistung Rosenplüts erst so richtig hervortreten läßt. Lessing und Eschenburg haben sicheres Urteil bewiesen, als sie auf der Suche nach »altdeutschem Witz und Verstand« und einer deutschen Vorgeschichte des Epigramms sich auf den Rosenplütschen Priameltypus konzentrierten, obwohl ihnen mit dem Spektrum des cod. 2.4 Aug. 2° eine viel umfassendere Auswahl zur Verfügung stand.<sup>113</sup>

Die drei besprochenen Sammlungen aus den Jahrzehnten um 1500 haben, jede für sich, beschreibbare geschichtliche Positionen in ihren jeweiligen Traditionen. Ich versuche abschließend, sie aufeinander und auf eine allgemeine Literaturgeschichte des Gebrauchs und der Sprachgestalten literarischer Kleinstformen zu beziehen.

Sammlungen kleiner und kleinster Texte müssen einem Bedürfnis entgegengekommen sein, sonst gäbe es nicht so viele. Wie sie tatsächlich gebraucht wurden, läßt sich in der Regel nur vermuten, so auch bei den drei hier ausgewählten Sammlungen. Über den intendierten Gebrauch aber äußern sich nur die beiden lateinischen Verfasser: Der rhetorischen Schulung sollen die »Parabola« des Erasmus dienen, der heiteren Erholung im Bad und beim Mahl die Fazetien Bebel's. Der deutschen Sammlung fehlen vergleichbare Hinweise; sie war ja auch nicht für den Druck bestimmt und damit war von vornherein auf einen engeren Rezipientenkreis beschränkt, für den weniger expliziert werden mußte. In einer Hinsicht aber sind wohl alle Sammlungen ähnlich: Dadurch, daß sie Klein- und Kleinstformen häufen, bieten sie sich primär als ein Arsenal für auswählende Benutzung an. Kontinuierliche Lektüre von Hunderten von Kleinsttexten dürfte damaligen Rezipienten so unerträglich gewesen sein wie heutigen. Man rechnete sicher mit dem schmökern den Leser, der eher zufällig an einzelnen Stücken hängen blieb, die vielleicht seinen Interessen besonders entgegenkamen. Für den Gebrauch in weiteren typischen Lebensräumen der Kleinstformen aber, für die Einbindung in die eigene mündliche oder schriftliche Rede oder für die in der Buchkultur des 15./16. Jahrhunderts so wichtige Verwendung als Paratexte (Motti, Marginalien, belegende oder distanzierende

<sup>113</sup> Ebd., S. 1

Einschübe und dergleichen) zu größeren Texteinheiten, bedurfte es immer eines Aktes der Auswahl und der Umsetzung.

So wie sie sind, gehören die drei Sammlungen verschiedenen Schichten des literarischen Lebens an und gehen mit verschiedenen Literaturtraditionen auf verschiedene Weise um. Die ›Parabolae‹ des Erasmus wirken innovativ durch exklusiven Anschluß an antike Texte und durch strenge Begrenzung auf homogene Sprachmuster; dabei bleiben sie, ohne künstlich oder pathetisch zu werden, in einer gehobenen Stilsphäre. Die Fazetien Bebel's stehen in der wett-eifernden Nachfolge Poggios und gewinnen ihren Reiz durch die Spannung zwischen ihrer kultivierten Sprachform und den niedrigeren Themen und den niedrigeren Literaturtraditionen, die sie aufgreifen. Auf verschiedenen Ebenen der *latinitas* stehend, zeichnen sich doch beide Werke innerhalb der Fülle von lateinischen Exzerpt-, Dicta- und Sentenzensammlungen der Jahrzehnte um 1500 durch Beschränkung auf ein engeres Typenspektrum und durch Niveau und Prägnanz der Sprachgestalten aus. Neue humanistische Freiheit der Themenwahl und neues humanistisches Sprachbewußtsein im Rahmen alter rhetorischer Traditionen haben es in beiden Fällen ermöglicht, Klein- und Kleinstexte als Kunstformen, als Sprachgestalten neuen Typs, mit Autorschaftsanspruch zu publizieren. Als nur handschriftliche Sammlung, in der die verschiedensten Traditionen zusammengefloßen sind, ist die Wolfenbütteler Handschrift mit diesen Autorsammlungen von vornherein schwer vergleichbar. Nimmt man aber die Traditionen, die sie repräsentiert, mit in den Blick, so zeigt sich doch, daß die Bedingungen für literarische Kleinstformen um 1500 in der Volkssprache noch erheblich anders waren. Ein Bewußtsein davon, daß Kleinstformen Kunstgebilde sein können, schon im lateinischen Schrifttum keineswegs die Regel, fehlt im Deutschen so gut wie ganz. Namensnennungen meinen fast immer die Autorität, die einen Inhalt verbürgt; selbst Freidank, der unübertroffene Meister prägnanter Kürze, wird eher als Autorität denn als Sprachmeister zitiert.<sup>114</sup> Der Sammler der Wolfenbütteler Handschrift macht in einer Überschrift zu Beginn der Arbeit immerhin den Ansatz zu einer Aufwertung von Kleintexten als Kunstform:

*Hie heben sich an gar lüstig und kurtzweyllig priamell geystlich und weltlich von etwen vill maystern tichtern, die die hernach geschriben priamel geticht und ymaginirt haben, als der Schneprer, Freydanck, Palbierer und ander meyster mer, die man hernach in den getichten woll geschriben vindt. . .*<sup>115</sup> Aber dieser Versuch, an die Kleinstformen ein ähnliches Kunst- und Autorschaftsbewußtsein heranzutragen, wie es etwa der gleichzeitige Meistergesang beanspruchte, scheiterte gründlich. Keiner der Texte ist einem Autor zugewiesen, auch was wir als Texte Freidanks

<sup>114</sup> Vgl. den Beitrag von Klaus Grubmüller im vorliegenden Band.

<sup>115</sup> Bl. 183<sup>r</sup>, vgl. Euling (Anm. 25), S. 109.

und Hugos von Trimberg identifizieren können, ist mit der Herauslösung aus dem Werkzusammenhang anonymisiert worden. Solche Kleinformen konnten offenbar im Deutschen doch nicht den Rang von Kunstwerken haben. So ist es wohl auch kein Zufall, daß die Autorschaftsfrage für Rosenplüts größere Reimpaargedichte insgesamt leichter zu beantworten ist als für die Priameln. Dabei zeigen die Priameln Rosenplüts (und seines Umkreises?) durchaus die gestaltende Kraft eines Sprachmeisters. Aber der Literarisierungssprung, der gegenüber einfacheren Typen gestiegene Kunstanspruch, ist gerade nicht durch artifizielle Kürze begründet, sondern durch Aufschwellung und Zyklbildung. Das reichte aus, den Priameln eine relativ breite Überlieferung zu sichern, nicht aber, sie in den Rang eines von einem *mayster tichter* autorisierten Werks zu heben. Perlen gelungener Sprachgestaltung hat es unter den deutschsprachigen Kleinstformen seit Jahrhunderten immer wieder gegeben. Aber es sollte noch lange dauern, bis solche Texte auch in der Volkssprache als individuell von einem Autor beanspruchte Kunstgebilde möglich wurden.